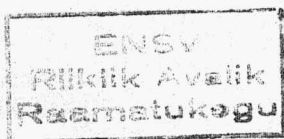


Baltische Monatsschrift.



XXXVII. Band.

2. Heft.

Inhalt.

	Seite
Ueber temporäre Asyle für Geisteskranke. Von A. Mercklin	97
Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler. III.	107
Ergänzende Bemerkungen zum Aufsatz über «Die baltischen Raubvögel». Von A. Baron Krüdener	131
Zur Geschichte der Arealvermessung und der Bevölkerungsstatistik Livlands. I. Von B. v. Schrenck	149
Aus Zeiten schwerer Noth. Von O. K.	167
Notizen. (Erzählungen von F. M. Dostojewski.) (Dr. B. Münz.)	179

A b o n n e m e n t s

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang
von ca. 50 Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

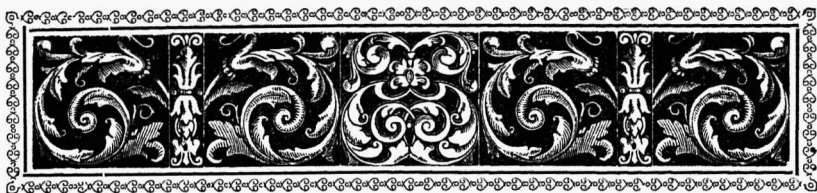
Reval, 1890.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an N. Carlberg in Riga, Martha-
strasse Nr. 5, zu richten.



Ueber temporäre Asyle für Geisteskranke.

(Vortrag, gehalten auf dem livl. Aerztetage zu Wolmar am 3. October 1889.)



H.! Wenn die Aerzte Livlands sich zum ersten Mal in grösserer Anzahl zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten versammeln, hat ohne Zweifel der Stand unserer Irrenfürsorge ein Anrecht darauf, wiederholt auf die Tagesordnung der Verhandlungen gesetzt zu werden. Dass die gegenwärtige Lage der Irrenfürsorge in Livland einen Nothstand repräsentirt, werde ich vor Ihnen nicht mehr ausführlich zu beweisen haben. Es ist Ihnen der statistische Beweis hierfür soeben von berufener Seite erbracht worden¹. Die Herren Collegen, welche in unseren kleineren Städten und auf dem flachen Lande practiciren, wissen es besonders, welche Schwierigkeiten dort entstehen, wenn Personen aus dem kleinstädtischen und aus dem bäuerlichen Stande psychisch erkranken, wie die Unmöglichkeit, sie aus der Familie in eine Irrenanstalt überzuführen, die acuten heilbaren Psychosen chronisch und unheilbar werden lässt, wie die Kranken und mit ihnen ihre Angehörigen leiden. Während so eine Anzahl heilbarer Krankheitsfälle in Folge mangelhafter Ueberwachung und Behandlung durch Selbstmord, Nahrungsverweigerung und andere unglückliche Zufälle zu Grunde geht, vermehren die Ueberlebenden meist nur die Zahl unheilbarer Irren im Lande. Das darf wol als Nothstand bezeichnet werden.

Wie nun Abhilfe schaffen?

¹ Es ist der Vortrag Dr. H. Dehios im vorigen Heft «Beitrag zur Statistik der Geisteskranken Estlands und Livlands» gemeint.

Die Antwort, welche gewöhnlich verlautbart wird, ist die, es müsse durch capitale Erweiterungen der vorhandenen Anstalten, wie durch Erbauung einer neuen Irrenanstalt für Livland die Zahl nothwendiger Plätze für die behandlungsbedürftigen Geisteskranken beschafft werden. Hierin liegt gewiss die vollkommenste Lösung der Frage. Die Errichtung von zwei Irrenkolonien, sei es selbständig oder in Abhängigkeit von den vorhandenen Anstalten, würde meiner Ansicht nach dem Nothstande am gründlichsten abhelfen, durch Herabdrückung der Betriebskosten die Möglichkeit geben, die Pflegesätze geringer zu stellen und so auch der unbedittelten Bevölkerung breiteren Zutritt gewähren.

Aber Sie wissen es, m. H., gegenwärtig sind wenig Aussichten vorhanden, dass in nächster Zeit durch solche grosse Unternehmungen für das ganze Land der Nothstand auf dem Gebiet der Irrenfürsorge beseitigt wird.

Es wäre nun naturgemäss das Nächstliegende, dass die Frage aufgeworfen wird, ob nicht durch kleinere Unternehmungen, durch mehr locale Bestrebungen wenigstens theilweise Hilfe geschafft werden kann. Indessen ist mir eine ernsthafte Discussion hierüber noch nicht begegnet. Allgemein ist vielmehr die Ansicht verbreitet, dass nur ein grosses Unternehmen Hilfe bringen könne und da dieses nicht zu Stande kommt, beschränkt man sich auf resignirte Anerkennung des Nothstandes.

Ich glaube, dass hier eine andere Auffassung Platz greifen müsste. Da wir augenblicklich nicht allen Bedürftigen Anstaltsplätze beschaffen können, müssen wir uns dafür interessiren, dass wenigstens den acuten Fällen Hilfe zu Theil wird. Dies können wir erreichen, wenn eine Anzahl kleiner temporärer Asyle im Lande eröffnet wird.

Um einer Reihe von Einwänden zu begegnen, die gegen ein solches Provisorium erhoben werden können, muss ich Ihnen, m. H., die Zweckmässigkeit derartiger temporärer Asyle mit geringer Bettenzahl etwas ausführlicher zu erläutern suchen.

Ueberblickt man die Gestaltung des Irrenwesens für die letzten zwei Jahrzehnte in Ländern, die sich einer hoch entwickelten Irrenpflege erfreuen, wie z. B. Deutschland, so ergibt sich, dass die Bestrebungen wesentlich darauf gerichtet sind, nicht nur die Zahl der Anstalten entsprechend der Anzahl behandlungsbedürftiger Geisteskranken progressiv zu mehren, sondern auch den Charakter der Anstalten wie überhaupt die Form der Behandlung und

Verpflegung verschiedenartig zu gestalten. Neben die geschlossenen Anstalten mit ihrem ganzen Apparat von Abtheilungen, Zellen, Corridoren &c. sind die Irrenkolonien mit landwirthschaftlicher Beschäftigung und freierer Verpflegung der Kranken getreten, während für andere Kranke noch grössere Freiheit in familialer Pflege unter ärztlicher Aufsicht erstrebt wird. Neben diesen Einrichtungen sind als bedeutungsvolle Glieder in der Kette psychiatrischer Institute die psychiatrischen Kliniken, die Abtheilungen städtischer Krankenhäuser für Geisteskranke und andere städtische Asyle zu nennen.

Die Nothwendigkeit einer solchen Vielseitigkeit in der Art der Behandlung und Verpflegungsform ist nicht von einem Einzelnen erkannt worden, sie ist das Ergebnis langjähriger, in verschiedenen Ländern gemachter Erfahrungen. Niemand hat indessen die Nothwendigkeit einer verschiedenen Placirung, je nachdem es sich um transitorische oder dauernde Krankheitszustände handelt, entschiedener betont, niemand mit grösserer Klarheit ein Programm für die hierin verschiedenen Aufgaben aufgestellt, als Griesinger. Griesingers Aufsatz: «Ueber Irrenanstalten und deren Weiterentwicklung in Deutschland», mit dem er 1868 sein Neubegründetes Archiv für Psychiatrie eröffnete, darf als die klassische Formulirung der Wege angesehen werden, welche auch heutzutage die Irrenfürsorge zu betreten hat, um ihren Aufgaben auf wissenschaftlich-humaner Grundlage gerecht zu werden. Ich will hier nicht Griesingers Anschauungen über Vereinfachung der Anstaltsbauten, über agricole Kolonien, über familiale Verpflegung vorführen — die praktischen Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre haben die Wahrheit seiner Voraussetzungen überall bestätigt und die Widersprüche seiner Gegner verstummen lassen. Für die kleinen temporären Asyle, deren Errichtung ich bei uns für wünschenswerth halte, kommen nur die acuten Krankheitszustände in Betracht. Uns interessirt daher das, was der citirte Aufsatz Griesingers Neues für die Behandlung acuter Irreseinszustände brachte und was, wie ich gleich hinzufügen kann, durch die Erfahrungen der Folgezeit vielfältig bestätigt wurde.

Griesinger betont zunächst — und damit giebt er nur der Erfahrung Ausdruck, die auch jeder Laie gemacht hat — dass acute Zustände augenblickliche Abhilfe verlangen. Sie verlangen es, nicht nur weil Manieausbrüche, Selbstmordversuche, Nahrungsverweigerung, alkoholische, erotische und andere Erregungen den

Kranken und seine Umgebung schädigen können, sondern weil wirklich in manchen Fällen die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit des Kranken von ein paar Tagen früherer oder späterer Entfernung vom Hause abhängt. Also *periculum in mora*. Nicht alle, aber sehr viele acute Geisteskrankemüssen so bald als möglich aus ihrer gewohnten Umgebung entfernt werden. Aber wohin mit ihnen? Die grossen Irrenanstalten sind oft nicht leicht zu erreichen, der Eintritt mit Formalitäten verbunden, der ganze Apparat derselben für die Behandlung vieler transitorischer Fälle gar nicht nöthig. Griesinger empfiehlt deshalb die Einrichtung sogenannter Stadtasyle. Eine jede grössere Stadt sollte ein solches besitzen, damit acute Irreseinszustände temporär placirt werden können. Wo sich ein Stadtkrankenhaus findet, kann eine besondere Abtheilung hierfür eingerichtet werden. Die Einrichtung dieser Stadtasyle soll eine äusserst einfache sein, die ganze ziemlich complicirte Einrichtung einer Irrenanstalt fällt fort, es kommt hier nur darauf an, dass die Kranken Ruhe und Beaufsichtigung finden. Als wesentlichen Bestandtheil dieser Asyle sieht Griesinger die sog. «Wachabtheilung» an. Dies sind 1 bis 2 Säle, in welchen die Aufgenommenen dauernd Tag und Nacht überwacht werden. Ein solcher Saal hat sich von dem eines anderen Hospitals nicht wesentlich zu unterscheiden. Für einen Theil der Erkrankten ist auch am Tage Bettlage erforderlich. An diesen Saal schliessen sich einige Isolirzimmer oder Zellen, in welchen allzu störende Elemente oder ganz besonders der Ruhe bedürftige Kranke zeitweilig ausgesondert werden können. Badezimmer und Abort sind die weiteren Requisiten einer solchen Wachabtheilung. Es giebt gegenwärtig wol kaum eine grössere Irrenanstalt, die sich nicht von vornherein oder nachträglich mit einer solchen Ueberwachungsstation versehen hätte. Nicht nur für ganz frische Fälle, die eben erst zur Anstalt kommen, sondern für die Exacerbationen chronischer Psychosen ist die Aufnahme in eine solche Station wünschenswerth. Die Vortrefflichkeit solcher im Ganzen einfach angelegter Ueberwachungsstationen, wie sie früher schon Parchappe empfohlen, meinem Wissen nach aber zuerst Griesinger in der Berliner Charité ins Leben gerufen hatte, ist nachher vielfach hervorgehoben worden, auf der Jahresversammlung des Vereins deutscher Irrenärzte von 1885 hat ihnen der verstorbene v. Gudden, auf der Naturforscherversammlung 1887 Director Paetz von Alt-Scherbitz warm das Wort geredet.

Für die aus 60—120 Kranken bestehende Bevölkerung dieser

Stadtasyle dachte sich Griesinger einen relativ raschen Wechsel. Von acuten Krankheitsfällen genesen einige bald, andere beruhigen sich so weit, dass sie ohne Gefahr als gebessert den Familien wieder übergeben werden können, für noch andere ist der längere oder dauernde Aufenthalt in einer vollständig eingerichteten Irrenanstalt resp. Kolonie erspriesslich, und sie werden aus dem Stadtasyl, das mit diesen Anstalten einen engen Connex zu unterhalten hat, dorthin übergeführt.

Dies Alles habe ich angeführt, weil ich glaube, dass Griesingers Stadtasyle in verkleinertem M a s s t a b e das Vorbild für dasjenige sein dürften, was wir, sei es in unseren kleinen Städten, sei es in den Kreisen vertheilt, als temporäre Asyle für Geisteskranke zu schaffen haben. Ja, wir können uns noch mehr beschränken und sagen: von allen Theilen jener Stadtasyle brauchen wir für unseren Zweck hauptsächlich die Ueberwachungsstationen. Zwei derartige Abtheilungen, die eine für ca. 10 Männer, die andere für eben so viel Frauen bestimmt, das würde m. A. nach der Umfang sein, den die gedachten Asyle bei uns einzuhalten hätten.

Es ist aber nicht nur der Rückblick auf Griesingers Vorschläge und die bisherige Ausgestaltung des Irrenwesens im Auslande, wodurch ich mich für berechtigt fühle, die Errichtung kleiner temporärer Asyle für discutirbar zu halten.

Eine Erfahrung, die wir mit einem ähnlichen Asyl in Riga gemacht haben, hat mich wesentlich dazu bestimmt, Ihre Aufmerksamkeit der Errichtung temporärer Asyle für Geisteskranke zuzuwenden.

Mittellose Geisteskranke, die ihres Zustandes wegen sich selbst und ihrer Familie nicht überlassen werden konnten, für die aber ein Unterkommen in einer Irrenanstalt im Augenblick nicht zu beschaffen war, wurden in Riga bis Anfang 1889 in dem von der Stadt unterhaltenen sog. «Detentionslocal für Geisteskranke» untergebracht. Dieses Detentionslocal, welches von 1887 an als Dependenz des Stadtkrankenhauses geführt wurde, war in zwei nothdürftig zu Irrenzwecken hergerichteten Miethsgebäuden untergebracht, Gebäuden, welche in vieler Beziehung ihrem speciellen Zweck, wie den hygienischen Anforderungen eines Krankenhauses überhaupt nicht entsprachen. Als die Stadtverwaltung im Jahre 1888 eine durchgreifende Erweiterung der städtischen Irrenanstalt Rothenberg in Angriff nahm, wurde beschlossen, zu gleicher Zeit

auch den Zustand jenes von der Stadt unterhaltenen Detentionslocals zu einem menschenwürdigeren zu gestalten. Zu diesem Zweck wurde ein an das Areal der Irrenanstalt Rothenburg grenzendes Immobil angekauft und auf dessen Grunde ein besonderes Gebäude, die sog. «Zwischenstation für Geisteskranke», errichtet. Dieses in den einfachsten Formen und bis auf ein steinernes Treppenhaus mit Steintreppe ganz in Holz aufgeführte Gebäude enthält in seinem Parterre eine Aufnahmestation für Männer, bestehend aus einem Aufenthaltszimmer, drei daran stossenden Isolirzimmern und Closet. Die Beletage enthält dieselben Räume für Frauen. Die erforderlichen Nebenräume, Badezimmer, Trockenzimmer und Magazin wurden aus ökonomischen Gründen in einem auf dem Immobil bereits vorhandenen Häuschen untergebracht. Zwei kleine Gärten, für jedes Geschlecht gesondert, umgaben das Haus. Bei der Einrichtung wurde der Belegraum für 6 Männer und 6 Frauen berechnet, *in praxi* ist diese Zahl schon überschritten und sind in beiden Theilen des Hauses zeitweilig schon mehr Kranke placirt worden. Die Kosten betragen:

für den Ankauf des Immobils	3100 Rbl.
für die Erbauung des Krankenhauses	4855 «
für die Herrichtung des Nebengebäudes	718 «
für die Anschaffung des Inventars	1352 «

Summa 10025 Rbl.

Die Betriebskosten sind bei einem Tagesbestande von 12 Kranken und 4 Wartepersonen auf 2641 Rbl. pro Jahr berechnet worden.

Diese sog. Zwischenstation für Geisteskranke sollte in ökonomischer Beziehung als Dependenz der Irrenanstalt Rothenberg behandelt und auch die ärztliche Bedienung der Kranken von den dortigen Aerzten besorgt werden. Am 1. Januar 1889 konnte dieses kleine Asyl für Geisteskranke dem Betriebe übergeben werden. Bis *ultimo* August des Jahres fanden im ganzen 43 Geisteskranke dort ein temporäres Unterkommen. Meist handelte es sich um Personen mit acuten Symptomen von Irresein, die wegen Mittellosigkeit oder wegen Zugehörigkeit zu fremden Gemeinden in der städtischen Irrenanstalt keine Aufnahme finden konnten, oder es waren von der Polizei aufgegriffene, verwirrte Individuen, deren Zugehörigkeit im Augenblick nicht zu bestimmen war. Von den Aufgenommenen konnten 9, nachdem ihre Zugehörigkeit zur rigaschen Steuergemeinde nachgewiesen war, in die Anstalt Rothenberg übergeführt werden, 9 andere wurden nach erfolgter Correspondenz von

ihren Landgemeinden zur Verpflegung abgeholt, 12 weitere wurden nach Ablauf des acutesten Stadiums ihren Familien zur Fürsorge übergeben, 2 sind im Asyl gestorben. Also in 8 Monaten: Zugang 43, Abgang 32, Bestand zum 1. September 11. — Von den Zahlungsfähigen wurde der Betrag von 75 Kop. pro Verpflegungstag erhoben. Diese Zahlung wurde von den landischen Gemeinden bereitwillig geleistet, und nur in vereinzelt Fällen bedurfte es einer Mahnung durch den Kreischef, um die Abholung des Kranken und die Zahlung herbeizuführen.

Dem therapeutischen Resultat nach befanden sich unter den 30 lebend Abgegangenen: 7 Genesene, 8 Gebesserte und 15 Ungeheilte — es sind also bei der Hälfte der Abgänge günstige Veränderungen während des Aufenthalts im Asyl eingetreten. Wenn ich an den bescheidenen Belegraum des Asyls denke, an seine äusserst schlichte Ausstattung, an die geringe Zahl des Personals, so darf ich wol sagen, dies temporäre Asyl ist bisher seinen Aufgaben nachgekommen. Es ist möglich gewesen, den Kranken, die augenblicklich in der Freiheit ganz unmöglich waren, temporär den Schutz eines ärztlichen Asyls zu gewähren, es ist möglich gewesen, den Abgang der Kranken so weit in Fluss zu erhalten, dass trotz des geringen Belegraumes allen Anmeldungen genügt werden konnte, endlich entsprach trotz der meist kurzen Behandlungsdauer das therapeutische Resultat billigen Anforderungen.

Und so ist die Wirksamkeit dieser sog. «Zwischenstation» für mich ein neuer Beweis dafür gewesen, dass man im Irrenwesen auch mit kleinen Mitteln Erfreuliches zu leisten im Stande ist, und hat mir die Frage nahe gelegt, ob nicht auch an anderen Orten bei uns in Livland durch die Errichtung bescheidener temporärer Asyle ein Theil des so augenfälligen Nothstandes beseitigt werden könne.

Sie werden, m. H., nun möglicherweise einwenden, dass die sog. Zwischenstation bei Rothenberg als Beispiel für die nutzbringende Thätigkeit kleiner temporärer Asyle nicht angeführt werden könne, weil sie unter ganz besonders günstigen localen Verhältnissen arbeitet, die sich in anderen Städten und auf dem flachen Lande nicht wiederfinden. Dieser Einwand hat zum Theil seine Berechtigung. In der That ist es für den Betrieb von Bedeutung, dass dieses kleine Asyl sich in administrativer Beziehung ganz an eine grössere Irrenanstalt anlehnt, ja als eine Dependenz derselben behandelt wird. Es ist ferner gewiss ein Vorzug, dass

die Behandlung der Kranken im temporären Asyl Aerzten anvertraut ist, deren Lebensberuf eben in der irrenärztlichen Thätigkeit besteht. Das mag zu dem glatten Verlauf des Betriebes einen Theil beigetragen haben, aber es bleibt doch immer die Thatsache bestehen, dass es unter so kleinen und bescheidenen Verhältnissen überhaupt möglich ist, acute Fälle von Geisteskrankheit günstig zu beeinflussen. Diese Thatsache ist das Entscheidende für die ärztliche Beurtheilung der Frage, ob wir mit einem Provisorium, ob wir mit kleineren, localen Versuchen an die theilweise Beseitigung der Nothlage in unserem Irrenwesen herantreten dürfen. Auch in dem noch so einfach ausgestatteten temporären Asyl werden unter ärztlicher Controle die acuten Stadien der Psychosen günstiger verlaufen als in den Familien. Man denke nur an unsere ländlichen Verhältnisse, wo tägliche Besuche auch bei acuten Krankheitsfällen oft gar nicht möglich sind und zur Beseitigung der Krankheitssymptome von den Laien oft eine Art der Behandlung versucht wird, die einer Mishandlung ähnlicher sieht.

Was die Leitung der temporären Asyle anbetrifft, so liegen die Verhältnisse bei uns jetzt auch schon besser als vor zehn, zwanzig Jahren. Aus der jüngeren Generation unserer Aerzte haben schon viele an dem vorzüglich organisirten Universitätsunterricht in der Psychiatrie theilgenommen, von unseren Landärzten sind mehrere Assistenten an psychiatrischen Instituten gewesen. Für die älteren Collegen, welche sich der Sache annehmen wollen, liegen nicht nur in den Einrichtungen der Universität, sondern auch in der vermehrten Zahl guter psychiatrischer Lehrbücher und Schriften die Quellen näher, um die nöthigen Auskünfte zum Versuch mit einem solchen Asyl zu erlangen.

An die bezeichneten Collegen auf dem Lande, wie an die Kreis- und Stadtärzte tritt m. A. nach zunächst die Pflicht heran, die Möglichkeit der Errichtung derartiger temporärer Asyle zu erwägen und eventuell ihre Leitung zu übernehmen.

In Bezug auf die Lage der Asyle wird sich die Anlehnung an vorhandene Hospitäler in der Stadt oder in den Kreisen empfehlen und erreichen lassen. Hierbei wird ein vorhandenes Haus, das früher anderen Zwecken diente, oft mit Vortheil zu einem temporären Irrenasyl umgestaltet werden können, vollständige Neubauten werden durchaus nicht überall erforderlich sein. Wo aber auf dem Lande zur Errichtung eines solchen Asyls gebaut werden muss, werden sich die Baukosten vermuthlich geringer stellen als in Riga.

Sollten einmal später die temporären Asyle nicht mehr nothwendig sein, so werden die Gebäude, welche wenig Specificisches an sich haben, zu anderen Krankenhaus- oder Siechenhauszwecken wieder verwendet werden können.

Es ist selbstverständlich, dass sich die Thätigkeit des Asyls nur auf einen ganz bestimmten Umkreis erstrecken kann. Die Aufzunehmenden müssen ausgewählt werden. Nur dringende Fälle aus den Gemeinden, welche sich an der Errichtung des Hauses betheilt haben, können zur Aufnahme gelangen. Das Asyl soll durchaus nicht ein Versorgungshaus für die Irren des Kreises werden, ein Haus, in welches die einmal Hineingelangen den dauernd bleiben. Dann würde seine Aufgabe, möglichst Vielen in dem acuten Stadium und bei transitorischen Exacerbationen zu helfen, nicht erfüllt werden. Auch soll es ja ein provisorisches Asyl sein, aus welchem die Unheilbaren in andere Verpflegungsformen möglichst bald übergeführt werden. Deshalb wird der behandelnde Arzt mit den Entlassungen nicht schwierig sein dürfen. Er wird nicht nur mit den vorhandenen grösseren Irrenanstalten eine beständige Verbindung unterhalten, sondern auch in seinem Wirkungskreise die Familienpflege von Geisteskranken organisiren und beaufsichtigen. Auch in den grösseren Anstalten nimmt man gegenwärtig in Bezug auf eine frühzeitige Entlassung der Kranken eine freiere Stellung ein als früher und sind frühzeitige Beurlaubungen der Kranken wie ihre frühzeitige Versetzung in familiäre Verpflegung entschieden häufiger geworden.

Dass Schwierigkeiten entstehen können, um durch eine rechtzeitige Entlassung der vorhandenen Kranken den acuteren und dringender der Versorgung bedürftigen den Eintritt ins Asyl zu ermöglichen, will ich nicht leugnen. Auch wir haben mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, aber unüberwindlich sind sie nicht gewesen.

Die Beschaffung eines guten Pflegepersonals wird mit Recht als Schwierigkeit angesehen werden. Hier hätten dann die Irrenanstalten in Dorpat und Riga auszuhelfen und vorzubilden und den entstehenden temporären Asylen entgegen zu kommen.

Die Frage, wo bei uns in Livland temporäre Asyle für Geisteskranke zu errichten wären, kann uns heute nicht beschäftigen. Naheliegend ist es, dass die Communen unserer kleinen Städte zuerst ans Werk gehen und dass Patienten aus den benachbarten Gemeinden dann gegen Zahlung Aufnahme in diesen städtischen

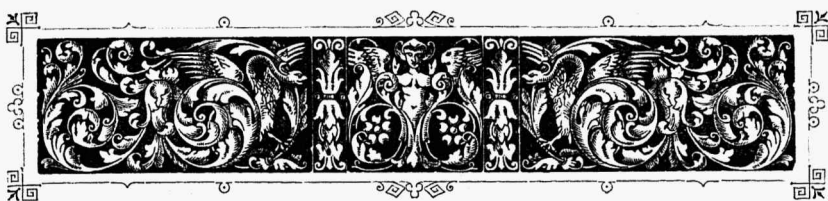
temporären Asylen finden. Ist erst einmal ein solches Asyl ins Leben getreten und wirkt es, wie vorauszusehen ist, segensreich, so wird es an Nachbildungen nicht fehlen.

Auch die Besprechung der pecuniären Seite der Frage würde hier zu weit führen.

Mir kam es nur darauf an, einem Gedanken Ausdruck zu verleihen, der mich und meine Collegen an der Anstalt in letzter Zeit viel beschäftigt hat. Die definitive Regelung unseres Irrenwesens liegt voraussichtlich noch weit, die Nothlage aber ist dringend. Daher muss durch locale, provisorische Massregeln geholfen werden — deshalb brauchen wir temporäre Asyle für Geistesranke.

A. Mercklin.





Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler.

III.



on Florenz ab wurde das Reisen gefährlich, namentlich im Gebiete des Kirchenstaates. Cortona, das bei etwa 4000 Einwohnern acht, zum Theil grosse Kirchen besitzt, entzückt Pezold durch seine malerische Lage und den Ausblick über den trasimischen See. Am Ufer desselben übernachtet er in der Gesellschaft der «grässlichsten Spitzbuben», deren «verdammten Plänen» er nur durch höchste Vorsicht und einige List entkam. Er hätte vielleicht hinzusetzen dürfen: durch seine gute Kenntnis der italienischen Sprache. Während er scheinbar unbefangen und ruhig die Galgenphysiognomien um ihn her zeichnete, hörte und verstand er die Flüsterungen der Banditen. Diese waren über ihre Bildnisse erfreut, übten aber die Klugheit, sich dieselben auszubedingen. Mit einer gleich unheimlichen Bande traf Pezold am Abend des folgenden Tages in einem Walde immergrüner Eichen zusammen. Beim herrlichsten Abendroth wanderte er mit derselben Perugia entgegen und wusste sich bei eintretender Nacht von ihnen zu trennen. Das Thor von Perugia passirte er mit einem gefangenen und gefesselten Strassenräuber zusammen — «ich glaube, es war ein kleiner Streit auf dem Markt, wer der Gefangene sei, ich oder der in Ketten, eine Ungewissheit, die ich auf eine eclatante Art entschied». Perugia, auf dem höchsten Punkte eines Bergrückens gelegen, der nach Süden so steil abfällt, dass noch heute ein leichter Wagen eines Ochsenvorspanns bedarf, um hinaufzugelangen, bietet in seinen äusseren Befestigungsbauten gleichsam ein Abbild geologischer

Formationen: zu unterst etruskische Fundamente, darüber alt-römisches Mauerwerk, dann mittelalterliche Burgformen, Paläste und Kirchen des Cinquecento, endlich der Bischofssitz mit den Verzierungen des Barocco und Roccoco. Ueber die Mauern hinaus der Blick auf die Apenninen einerseits, auf die Ebene des trasimenischen Sees andererseits. Innerhalb der Mauern eine Fülle von Werken der Renaissance. Hier hatte Rafael seine ersten Studienjahre verbracht, hier schon als Knabe die Eindrücke von dem blutigen Zwiste der Baglioni und Oddi in sich aufgenommen, hier auch die sanften, süsslichen und farbenreichen Gemälde seines Meisters Pietro Vanucci, genannt il Perugino, zum Vorbild seines jugendlichen Schaffens gemacht. Hier trat aber auch die vulkanische Gewalt, welche Land und Gebirge oft genug convulsivisch erzittern macht, dem Reisenden in zerstörenden Spuren entgegen. Nach eintägigem Aufenthalt setzt er seinen Wanderstab weiter. In Assisi, wo er die «Tempel» bewundert, die der Minerva und dem heil. Franziscus errichtet sind, trifft er Leute, denen er in der Nähe von Cortona begegnet war. Sie beten und heulen in der Kirche Sta. Maria degli Angeli, weil sie von Räufern ausgeplündert waren, offenbar von derselben Bande, mit welcher Pezold wenige Tage vorher zusammen gewesen und deren Anschläge er glücklich entgangen war.

«Immer schlimmer wurden die Omina,» schreibt Pezold seiner Schwester, die er stets über die Gefahren der Reise zu beruhigen sucht, «je näher ich der Heiligkeit (Rom) kam, am schlimmsten in den entsetzlichen Waldgebirgen zwischen Narni und Otricoli» (der Verfasser kann bezeugen, dass auch 50 Jahre später auf dieser Strecke der Wanderer sehr ernstest Gefahren ausgesetzt war), «zugleich der romantischsten, herrlichsten Gegend, die ich je sah. Das letzte Nachtquartier vor Rom, Borghetta, war ein Banditennest, wo ich zu guterletzt noch die ärgsten Physiognomien zeichnete, die mir je aufgestossen.» «Ich glaube sicher,» schreibt Pezold weiter, «dass nur mein äusserst einfacher Anzug und meine noch einfachere Lebensart mir so leicht durchgeholfen hat.»

Dass es in der That damals schlimm mit der Sicherheit der Strassen in der Umgebung Roms stand, ist bekannt. Die im Volke verbreitete Vorstellung, der reiche Fremde komme nur nach Italien, um hier ihm sonst unzugängliche Schätze zu geniessen und zu sammeln, wie die trotz aller Hinrichtungen ausserordentliche Unfähigkeit des päpstlichen Regiments, Ordnung zu schaffen und

zu erhalten, machten das Wandern zu einem gefährlichen Abenteuer.

«Den letzten Tag (bis Rom) machte ich mit den heftigsten Schlägen des Reisebluts noch gegen 50 italienische Meilen, die Sohlen brannten, der Kopf glühte, das Blut spritzte mir fast aus den Augen — ich sehe bei la Marluzzo die Peterskuppel — und musste laut weinen, ja heulen — und konnte mich vor äusserem und innerem Erzittern kaum fortschleppen. Im Abendroth standen die schwarzen Stangen am Wege, an denen Menschenknochen klapperten, die Gebeine hingerichteter Verbrecher! Eine Stunde nach Ave Maria, Abends 8 Uhr, stand ich bei der Porta del Popolo vor dem Obelisk. Wer beschreibt das Gefühl! Eine Viertelstunde darauf lag ich in den Armen meines Bruders Gustav» (Hippius). (12. Oct. 1817.)

Wie arg es in jener Zeit das Räuberthum im päpstlichen Staate trieb, welch ernste Gefahr die Reisenden bedrohte und wie sehr Pezold Recht hatte, in der grössten Anspruchlosigkeit die grösste Sicherheit zu sehen, beweist ein Vorfall, der ein Jahr später sich in der Nähe Roms vollzog. Nach dem um seiner schönen Lage willen allen Landschaftsmalern bekannten Olevano hatten zwei deutsche Künstler, der Geschichtsmaler Ramboux aus Trier und der Maler und Kupferstecher Salathé aus Basel, einen Ausflug gemacht. Ihnen hatte sich der oben genannte Kunstfreund von Rumohr angeschlossen, welcher dort den kranken Maler Horny aus Weimar besuchen wollte. In der Casa Baldi, dem neuerdings auch von Scheffel gepriesenen Wirthshaus bei Olevano, wurden die Fremden plötzlich — zwischen 12 und 1 Uhr Mittags — von Räubern überfallen, welche — nach glücklichem Entwischen des Herrn von Rumohr und des Malers Ramboux — den Maler Salathé und einen Pflegesohn des Wirths der Casa Baldi gewaltsam entführten, um durch Todesandrohung Lösegelder von ihnen zu erzwingen. Der Anschlag war hauptsächlich gegen den reichen Baron Rumohr und gegen den Besitzer der Casa Baldi gerichtet. Vier Tage verlebte Salathé unter den Drohungen, wie unter den ritterlichen Freundlichkeiten der Räuber, bis diese sich davon überzeugt zu haben meinten, dass der *barone tedesco* ein Lösegeld nicht zahlen werde. Sie entliessen diesen deutschen Gefangenen nicht ohne Höflichkeit und Herzlichkeit, den Italiener aber hielten sie zurück, um zu den schon empfangenen Lösegeldern neue zu erpressen.

Rumohr hatte unterdessen in Rom die Gensdarmarie in Be-

wegung gesetzt. Er rückte mit einer Anzahl von Reitern und dem Kupferstecher Amsler, der ein Landsmann und specieller Freund des Salathé war, gegen Olevano vor. Der Freigelassene begegnete diesem Streifcorps zwar einige Miglien vor Rom, doch ward die Expedition fortgesetzt und die Bande zum Theil in offenem Kampfe vernichtet, zum Theil gefangen und später hingerichtet. Der Erzähler dieses Vorganges (s. deutsches Kunstblatt III. Jahrg. Nr. 23) knüpft die Bemerkung an, dass die Romantik des Räuberwesens damals ein beliebter Stoff der Malerei wurde, wie sich auch die Sympathie des Volkes ihr zuneigte. Als der gefürchtetste Räuberhauptmann Gasparone mit seiner Bande in Rom eingebracht wurde, geleitete halb Rom den Zug mit Zeichen der Zuneigung und Theilnahme. «Die ursprüngliche Abstammung von einer Räubersippe, die Rom einst gegründet, machte sich geltend.» Die Romantik jener Zeit liess sich nicht nehmen, in Wort, Musik und Bild das Räuberwesen zu verherrlichen. Pezolds Skizzenbücher gehen freilich einen anderen Weg. Er hat keine «madonnenhaften Züge» an jungen Raubgesellen entdeckt, wohl aber eine Reihe von Galgenphysiognomien festgehalten, welche dem Räuberthum seine Romantik zu nehmen sehr geeignet wären.

Bald darauf war das estländische Kleeblatt wieder vereinigt. Ignatius traf am 7. November in Rom ein und mit ihm noch ein befreundeter Landsmann, Dr. Gauger, der als Reisearzt einen Fürsten Dolgoruki begleitete. Auf gemeinsamen wie auf einsamen Wanderungen durch die an Kunstwerken unerschöpflichen Galerien und Kirchen Roms, auf Streifzügen in der näheren Umgebung der ewigen Stadt, — überall war das Skizzenbuch zur Hand, jeder malerische Ausblick, jede auffallende Erscheinung des Volkslebens, wie die kirchlichen Processionen boten reichen Stoff zu rascher Aufnahme. Pezold trug von einem feierlichen Aufzuge des Papstes eine Reihe von Charakterköpfen heim, deren Porträtähnlichkeit in die Augen springt. Einigen der dargestellten Cardinäle ist der Name beigefügt. Dann ist es wieder ein Strassenbettler oder eine Gruppe von Pifferari oder eine Gesellschaft beim Morraspiel, — wie heutzutage der Tourist wol seinen photographischen Augenblicksapparat arbeiten lässt, um flüchtige Eindrücke für die spätere Zeit zu fixiren, so hielt hier der gewandte und sichere Stift mit ausserordentlicher Treue die rasch schwindenden Eindrücke fest. Ergebnis solcher Studien war natürlich das immer wachsende Verständnis für lebhaftige Bewegungen und charakteristischen Gesichtsausdruck.

Hippius hatte sich damals neben seinen Galeriestudien besonders dem Porträt gewidmet, Ignatius übte sich an Copien grosser Bilder und Compositionen kirchlicher Stoffe. Ihm öffneten sich bald weite Kreise. Der Fürst Dolgoruki, der gern und liebenswürdig mit den jungen Malern verkehrte, zog mit besonderer Auszeichnung Ignatius zu sich heran. Als dann der Herzog von Coburg-Gotha nach Rom kam, malte ihn Ignatius und war später sein täglicher Gast. Auch der russische Gesandte Italiiski empfing ihn ausserordentlich freundlich — machte aber einen Versuch, ihm den Besuch des Caffé greco, des bekannten Hauptquartiers der deutschen Künstler in Rom, zu verbieten. Die schwere Erkrankung eines Livländers Wilpert nahm die Freunde in Anspruch; abwechselnd wachten sie an dessen Krankenbette, Raupach namentlich mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit, so dass Zerwürfnisse, die derselbe früher mit der deutschen Künstlerkolonie gehabt, jetzt ganz vergessen wurden. Raupachs Existenz in Rom war eine abentheuervolle. Er wusste noch in späten Jahren viel von ihr zu erzählen, aber eine sorgenlose war sie nicht, soweit Sorgen überhaupt an diese eigenthümlich begabte, vielfach blendende Natur herantreten konnten. Er war nicht Maler und erwarb doch durch seine Zeichnungen die Anerkennung der Künstler; er war nicht berufsmässiger Archäolog und setzte doch bei gelegentlichen Ausflügen nach Tivoli, in die Thermen des Caracalla &c. seine Begleiter durch die Fülle seines kunsthistorischen Wissens in Erstaunen. Vor allem war er in steter Geldnoth und hatte es oft schwer, seinen Wahrspruch *«va bene»* mit vollem Muthe auszurufen. Wiederum an einem Krankenbette, das aber zum Sterbebette werden sollte, hat Raupach 40 Jahre später die gleiche Hingebung und unermüdliche Selbstentsagung bewiesen, die er an Wilperts Krankenzimmer gezeigt. Und in Rom stürzte er sich in den Tiber, um den badenden, vom Strom fortgerissenen Hippius von sicherem Tode zu retten. Nicht mit Unrecht begrüsst ihn bei seiner Rückkehr nach Dorpat die Freunde mit gemeinsamem Werke: sie malten sein Quartier (im Sickelschen Hause am Barclayplatz) in Fresko aus, Bilder, die jetzt wol unter weisser Tünche ruhen oder mit dem Bewurf der Wand abgeschlagen oder auch bei einem späteren Brande zerstört sind.

Am 1. Dec. 1817 eröffneten die deutschen Künstler eine eigene Akademie, in welcher sie nicht blos selbst als Zeichner, Maler und Modelle fungirten, sondern auch römische Modelle benutzten. Das

bescheidene Local lag in einer Seitenstrasse des Corso und diente noch 50 Jahre später (?), vielleicht noch bis heute seinem Zweck. Unsere Landsleute arbeiteten daselbst mit grossem Fleiss und Eifer.

Eine besondere Anregung bot den deutschen Künstlern der Aufenthalt des bairischen Kronprinzen Ludwig in Rom. Seine künstlerischen Ansichten und Bestrebungen waren bereits bekannt, als er im Anfange des Jahres 1818 in Rom eintraf. Es fand kein Wettbewerben um die Gunst des kunstsinnigen Fürsten statt, kein persönliches Interesse drängte sich an ihn heran: die gesammte Künstlerschaft aber rechnete auf seine Thätigkeit für die deutsche Kunst. Der Kronprinz selbst folgte mit warmer Theilnahme den Arbeiten der deutschen Künstler in Rom. Er trug sich mit dem Gedanken, den hervorragenden Talenten unter denselben in der deutschen Heimat den rechten Boden für ihre höchsten Entwürfe und tüchtigsten Leistungen zu bereiten. Er wollte in Deutschland selbst die deutsche Kunst, die sich jetzt in fremdem Lande so schön zu entwickeln begonnen, zu neuer Blüthe entfaltet sehen. Zu den hervorragendsten Künstlern jener Zeit trat er in freundschaftliches Verhältnis. Cornelius überredete er schon damals zur Uebersiedelung nach München. Mit allen Künstlern verkehrte er unbefangen und herzlich. Er trug sogar die sogenannte altdeutsche Tracht.

Als Kronprinz Ludwig sich zur Heimreise nach München anschickte, vereinigten sich die deutschen Künstler in Rom zu einem Abschiedsfeste zu Ehren des Mannes, von dem sie, da die Ausarbeitung der bairischen Verfassung betrieben wurde, einen Aufschwung ganz Deutschlands erwarteten. Dieses Fest war das erste der Künstlerfeste, welche so viel zu dem fröhlichen Muthe der Schaffenden und zu der dankbaren Aufnahme der Geniessenden, also zum Gedeihen der Kunst selbst beigetragen haben. Es nimmt eine beachtenswerthe Bedeutung in der neueren deutschen Kunstgeschichte ein. Wohl hatte der preussische Generalconsul Bartholdy in Rom den hervorragendsten Talenten der neuen Schule Gelegenheit geboten, ihre Kräfte zu erproben; wohl hatte der italienische Principe Massimi diese Kräfte sofort zu grossen Aufgaben in Anspruch genommen; wohl hatte der preussische Gesandte Niebuhr immer wieder seine Regierung gemahnt, den in Rom sich entwickelnden künstlerischen Kräften in der Heimat ein dauerndes und fruchtbringendes Arbeitsfeld zu bereiten; das allgemeine Vertrauen und die allgemeine Hoffnung der Künstler wandte sich

aber damals nur dem jungen, enthusiastischen Kronprinzen von Bayern zu. Er war das Ziel aller Erwartungen, er war in seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, in seiner geistreichen Anregung, in seinem bescheidenen und verständnisvollen Eingehen auf jede Kunstleistung für die junge deutsche Kolonie in Rom der Messias eines neuen Zeitalters. Schon die bloße Aeusserlichkeit seiner Tracht, die von dem Vater Jahn, von Turnern und Burschenschaftlern eingeführt war und als ein Symbolum deutsch-patriotischer Gesinnung galt, gewann ihm die Herzen. Diese Tracht verbreitete sich bald bei den deutschen Malern in Rom. Aus den Tagebuchblättern, wie aus den Skizzen ersehen wir, dass bis dahin auf Wanderungen, bei der Arbeit und in den Gesellschaften der lang- und spitzschössige Frack übliches Kostüm gewesen war, — unbequem unter allen Umständen schon um des hohen Kragens willen. Jetzt verdrängte ihn der kürzere Rock mit den weiten gefalteten Schössen, zugeknöpft bis an den Hals, der frei aus einem weiten herabfallenden Hemdkragen sich hob. Auch die Hose verliert ihre Enge: die Bewegung der Beine gewinnt an Freiheit. An die Stelle des steifen Hutes — unserem Cylinder nicht unähnlich, doch spitzer und höher — tritt das weiche, breite Barett, das beliebig die Stirn freigeben oder sie und die Augen beschatten und schützen kann. Die Haare fallen meist gescheitelt bis zu den Schultern hinab, die Backenbärte verschwinden, der Schnurrbart, der die älteste Bartform der deutschen Freien, später ein militärisches Privileg gewesen, wird jetzt auch bei den Künstlern allgemein. Neben der malerischen Erscheinung war diese Tracht der Ausdruck des erwachten Selbstgefühls des Künstlerstandes und des Zusammenhanges der deutschen Künstler in Rom.

Das Fest wurde am 29. April 1818, am Vorabend der Abreise des Kronprinzen, begangen. Wir besitzen ausführliche Beschreibungen desselben in einem Büchlein Passavants, in den Tagebüchern unseres Landsmannes O. M. v. Stackelberg und in Cornelius' Lebensbeschreibung von E. Förster. Hier entfaltete sich zuerst in grossartigem Massstabe der Gedanke, die Kunst als die Schwester der Staatsgewalt, in inniger Verbindung mit dem Sitten- und Staatsrecht darzustellen. Cornelius entwickelte als Leiter des ganzen Unternehmens seinen historisch-philosophischen Freiblick, die anderen Künstler fügten sich seinen Anordnungen. Overbeck, Wilhelm Schadow, Schnorr, Vogel, Ramboux, Eberhard, Wach stellten ihre Kraft ihm zur Verfügung. Der Sohn von «Werthers Lotte», der

Legationsrath Kestner, hatte ein Begrüssungsgedicht geliefert, unser Landsmann Otto Ignatius hiez zu den Männerchor componirt, Friedrich Rückert endlich entschloss sich aus grosser Unzufriedenheit mit dem schon gedruckten Festliede, dessen Verfasser nicht genannt wird, zu einer Festdichtung, die er an einem Nachmittag niederschrieb und am Abend vorlas. Dies Gedicht beginnt mit den Worten:

«Gesagt nicht sein soll's, dass im alten Rom
Deutsch malen könne deutsche Malerei,
Und nicht auch reden deutsche Dichtkunst deutsch.»

Von diesem Rechte deutschen Dichtens und Redens hat Rückert recht ausgiebigen Gebrauch gemacht. Sein Poem nimmt mehr als sechs Seiten in der Octavausgabe ein und ist wol deshalb so lang geworden, weil dem Dichter nur so kurze Zeit zur Verfügung stand. Item, das Fest war glänzend, geistdurchweht und auch für die Zukunft der deutschen Kunst von Bedeutung. Als der Kronprinz gegen Morgen die Gesellschaft verliess, um wenige Stunden darauf seine Heimreise anzutreten, rief er den Künstlern den Abschiedsgruss zu: «Auf Wiedersehen in Deutschland.» Und mit Recht macht Frl. Natalie v. Stackelberg in ihrem schon erwähnten vortrefflichen Buche darauf aufmerksam, dass die hervorragendsten von den damals in Rom weilenden Künstlern bald in der Heimat erfolgreiche Wirkungskreise fanden. Cornelius gründete in München eine neue Schule, Veith ging als Professor (später als Director) an das Städelsche Kunstinstitut nach Frankfurt a. M., Schnorr ward mit der Ausführung der Nibelungen im bayrischen Residenzschlosse beauftragt und später Director der Dresdener Galerie, Schadow Director der Düsseldorfer Akademie! Overbeck vermochte sich nicht von seinem geliebten Rom zu trennen.

Auch ein heiteres Familienleben sollte unseren Landsleuten in Rom sich öffnen. Martin Krause, ein reicher Kaufmann, von Geburt Revalenser, kam auf seinen europäischen Kreuz- und Querzügen in seinem gewaltigen petersburger Reisewagen nach Rom. Er führte seine Frau, seine zahlreiche Kinderschaar und eine Gouvernante mit sich. Mit estländischer Herzlichkeit zog er die jungen Landsleute in sein gastfreies Haus, beschäftigte sie mit Aufträgen oder entführte sie auch zu Landpartien. Fast täglich sah Krause Gesellschaft bei sich. Es wurde gezeichnet, musicirt und getanzt, — die älteste Tochter war damals zwölf Jahre alt, die zweite, die zehnjährige Ida, entzückte die Künstler durch ihre

Schönheit und Natürlichkeit. Hippius malte sie, als sein erstes Porträtbild, und in Pezolds Skizzenbuch findet sich eine Zeichnung von ihr, die sie in etwas späteren Jahren zeigt. — Besonders wurde Krause dem Raupach ein Helfer aus seinen Verlegenheiten. Er stellte ihm den Antrag, die Familie als Lehrer der beiden älteren Knaben nach Neapel zu begleiten, worauf Raupach mit Freuden einging.

Am Vorabend der Abreise versammelte Krause die Landsleute noch einmal bei sich zum Abendessen. «Es wurden 24 Speisen (die Früchte mitgerechnet) aufgetragen», notirt Hippius lakonisch in seinem Tagebuch.

Aber auch bei geringeren Genüssen wussten die Freunde sich herrlich zu vergnügen. Am Geburtstage der geliebten Friederike steigen Hippius, Ignatius und Pezold, ausgerüstet mit einer Flasche Cyperwein und einigen Früchten, in den Knopf der Peterskirche, wo Hippius am höchsten Punkte den Namen der Geliebten hinschreibt. In einer Osteria in Trastevere werden ein Blinder und zwei Bettelkinder gespeist und gezeichnet. Dann geht es wieder an die Arbeit. Auch das Weihnachtsfest wurde im Atelier der Freunde festlich begangen. Sie hatten noch fünfzehn Genossen geladen, fast die ganze baltische Colonie war beisammen. Auch Friedrich Rückert fehlte nicht. Gesang, Festgedicht, aber diesmal von Ignatius gedichtet, Guitarrespiel und Scherze wechselten ab, zuletzt wurde getanzt, und die gute Frau Faber musste zu den Künstlern hinein und mit ihnen walzen. Sie hatte es weidlich an der Jugend verdient, denn zu den Maccaroni und anderen Speisenwelche das leckere Mahl bildeten, hatte die liebenswürdige Dame noch einen Kuchen gebacken. Der Abend schloss mit ernsteren Eindrücken. Die Gesellschaft begab sich um Mitternacht nach Santa Maria Maggiore, wo eine Procession stattfand. Die letzten Tage des Jahres brachten überhaupt Erfreuliches. Ein lange ersehnter Wechsel traf ein, Hippius konnte die Anleihe, die er in Wien bei Brevern gemacht, zurückzahlen. Der «Dickkoppsabend» versammelte nochmals die Landsleute, und Lerch begrüßte das neue Jahr mit estnischen Reden in Rom.

Der Fürst Dolgoruki, der, wie schon erwähnt, dem Otto Ignatius seine ganz besondere Gunst zugewandt hatte, überredete denselben schon im Februar, ihn nach Neapel zu begleiten. Im März war Raupach dahin abgereist, am 7. April brachen Hippius und Pezold ebenfalls dorthin auf. Sie beide waren bei dem Feste

des Kronprinzen nicht anwesend, Ignatius dagegen, früher nach Rom zurückgekehrt, wie schon gemeldet, ein thätiger Theilnehmer an den Veranstaltungen.

Pezold blieb länger in Neapel, als Hippius. Seine Skizzenbücher legen Zeugnis dafür ab, wie sehr ihn die Stadt und die Landschaft, zumeist aber der Typus der Süditaliener in Anspruch nahm. Zu den feinsten Zeichnungen der Klöster auf dem Posilipo u. a. gesellen sich die mit wenigen Strichen hingeworfenen Conturen des Kraters, — der Vesuv spie, als Pezold ihn bestieg, und schleuderte Steine und Dämpfe empor, die den kühnen Zeichner in Gefahr setzten. Schon auf dem Wege nach Neapel waren in den Abruzzen die auffälligsten Charakterköpfe gezeichnet worden; in Neapel selbst boten die Lazzaroni interessantes Material zu Studien, und manches Kind, dessen grosse, dunkle Augen schon die Leidenschaften verrathen, welche dem Volke Campaniens angeboren sind, wurde auf offener Strasse oder auf der Schwelle eines Bauernhauses conterfeit. Süditalien wurde — nicht ohne abenteuerliche Begegnung mit Banditen — bis zu einer seiner südlichsten Städte, Reggio, durchstreift. Erst am 20. Mai kehrt Pezold wieder nach Rom zurück und trifft dort abermals neuangekommene Landsleute und Freunde.

Hippius bereitete indess schon seine Heimreise vor. Er liess sich's angelegen sein, seine Mappen mit den Porträts derer zu füllen, von denen er bald Abschied nehmen musste. Er hat oft mehrere Sitzungen an demselben Tage: von der grössten Berühmtheit des damaligen Rom, von dem verehrten Meister Thorwaldsen, bis zu den jüngsten Kunstgenossen, denen Hippius nahegetreten — sie mussten Alle ihm sitzen, und so trug auch er einen Schatz werthester Erinnerungsblätter heim.

In diese Zeit — Frühjahr 1818 — muss wol das von Raupach in der «Rev. Ztg.» (1862) so lebendig beschriebene Quartettsingen der Estländer auf der spanischen Treppe gefallen sein. Es waren die Sänger: Ignatius, Hippius, Johann von Grünewaldt und Baron Boris v. Uexküll oder Raupach selbst. Der Erzähler schildert die Ueberraschung der Römer auf der Piazza dia Spagna, als sie von der Höhe der colossalen Treppe den wohlgeschulnten Gesang aus frischen, musikalisch fein ausgebildeten Kehlen über ihre Häupter hinweg hörten, einen Gesang, wie er in den damals häufigen, privaten Conservatorien und in den Kirchen und Messen nicht geübt wurde. Und die Sänger entstammten dem Norden, der kleinsten und weit entlegenen Provinz des grossen, den Italienern unbekanntem russischen Reiches.

Immer näher rückte für Hippius die schwere Stunde der Trennung von Rom heran, der Trennung von der glücklichsten Jugendzeit und von innig geliebten Freunden. In der Wehmuth und Trauer, welche sein weiches Herz ergreifen, ist es ihm ein Trost, dass Karl Fohr, der jugendfrische, ritterliche Freund, durch die Schweiz bis in seine Vaterstadt Heidelberg mitziehen wollte. Aber der Plan ward zu nichte: Fohr war ein anderes Loos beschieden.

Die Strömung des Tiber hatte einst Hippius fortgerissen und dem Tode des Ertrinkens nahegebracht; dem kräftigen und kühnen Karl Fohr sollte in gleicher Gefahr ein Retter nicht kommen. Der Strudel des Flusses zog ihn in die Tiefe. Seine letzte Arbeit war eine Zeichnung zu den Nibelungen gewesen: Hagen erfährt von den Wasserfrauen, dass die Burgunden nicht mehr heimkehren werden. «Ermüdet von der Arbeit geht Fohr zum Tiber, sich zu baden, und sie zogen ihn da wirklich hinab, die unheimlichen Wassergeister.» (L. Richters Selbstbiographie.)

Am 3. Juli 1818 ward der Leib des jungen vielversprechenden Künstlers bestattet. «Unser protestantischer Todtenacker,» schreibt Niebuhr am 4. Juli 1818, «ist ein Feld bei der Pyramide des Cestius, ungeschützt gegen den Muthwillen des Pöbels, welcher alle Denkmäler, über die er Meister werden kann, zerstört oder entstellt oder beschimpft. Nach alter Sitte darf eine protestantische Leiche erst nach Ave Maria (eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang) beerdigt werden; es war (bei der Bestattung Fohrs) Unordnung eingetreten, und wir mussten ein paar Stunden warten, in einer sehr ungesunden, feuchten Luft. Bunsen las das Begräbnisritual der englischen Kirche deutsch, und die Feierlichkeit schien die halbwildten Arbeiter zu beschämen. Die geborenen katholischen Künstler waren alle zugegen, von den bekehrten mehrere nicht.»

Gewiss eine in vieler Beziehung interessante Notiz.

Die alte deutsche Colonie in Rom lichtete sich fortan rasch¹.

¹ J. Schnorr in Wien, der Freund unserer Landsleute, war der deutsch-römischen Künstlercolonie schon 1817, da er noch in Wien studirte, durch seine Leistungen (Hochzeit zu Cana u. a.) bekannt geworden und von derselben aufgefordert worden, in ihren engeren Freundschaftskreis zu treten. Bald darauf ging er von Wien nach Rom, wurde dort mit grosser Freude aufgenommen und zu den neuen Arbeiten, welche der Principe Massimi den deutschen Künstlern aufgetragen hatte (Gemälde zu Dante, Ariost, Tasso) herangezogen. Er war

In der Heimat sammelten sich bald die kräftigeren Talente um die Zurückgekehrten, die Akademien reformirten sich unter ihrer Leitung oder ihrem Einflusse. Vor Allem blieb aber die Frucht des deutschen Kunststrebens in Rom, dass nun auch die Regierungen an demselben Theil zu nehmen begannen. Niebuhr hatte nicht ohne Erfolg schon 1815 als preussischer Gesandter in Berlin auf die altdeutsche Schule, die Nazarener oder Klosterbrüder, aufmerksam gemacht, doch kam der Kronprinz von Bayern den Entscheidungen in der preussischen Hauptstadt zuvor. Es bedurfte diplomatischer Verhandlungen, um den nach München berufenen Cornelius doch endlich nach Berlin zu führen. In Rom blieben zwar noch mehrere Jünger der Schule zurück, doch kam frischer Zuwachs an jungen Kräften nicht mehr in der Zahl, wie in dem letzten Jahrzehnt (1810—1820), weil die Heimat schon das Tüchtigste bieten konnte. Sehr charakteristisch für die Wandelung des Geistes in Künstlerkreisen ist folgender Vorgang: Bei einem seiner späteren Besuche in Rom (1824) berief der bayrische Kronprinz die deutschen Künstler zu einer Versammlung und beantragte zum Besten Aller und jedes Einzelnen die Gründung eines deutschen Kunstvereins mit permanenter Ausstellung. Der Antrag wurde mit Acclamation angenommen, dann aber die Frage erörtert, wie weit die Grenzen der deutschen Landsmannschaft für die Berechtigung zum Eintritt in den Kunstverein gesteckt werden sollten, namentlich ob auch Kur- und Livländer zuzulassen seien. Der Kronprinz bejahte diese Frage unbedingt; die Debatte wurde lebhaft, als die Behauptung aufgestellt wurde, «dass die Kur- und Livländer sowol im Umgange, als in der Kunstrichtung sich mehr zu den französischen, als deutschen Collegen hielten». Bei der Abstimmung unterlag der Kronprinz gegen eine Majorität von zwei Stimmen. Der Aufsatz, welchem wir diese Erinnerung entnehmen, fügt hinzu: «Damit war dem Vereine ein Todeskeim in die Wiege seiner Gründung gelegt, nicht etwa, weil durch diese Ueberstimmung der Kronprinz sich verletzt gefühlt und seine Hand zurückgezogen hätte (derselbe liess durch

«Capitoliner», d. h. unentwegt in seinem protestantischen Bewusstsein, das ihm als höchste Aufgabe seiner Kunst eine Bilderbibel für das protestantische Volk stellte, — er hat diese Aufgabe auf das Schönste erfüllt; zugleich blieb er den Nazarenern und Klosterbrüdern ein persönlicher Freund, wie auch ihr Mitarbeiter an gemeinsamen Aufgaben. Nächst Cornelius war er gewiss der beste Zeichner und festeste Mann der neuen Schule. Diesen Beiden ist es in erster Reihe zuzuschreiben, dass die Romantik der Klosterbrüder sich nicht nach kurzem Aufblühen in ein schwaches, symbolisches Schwärmen verlor.

aus nichts von Verstimmung merken, schloss vielmehr die Versammlung mit huldvollen Worten), sondern weil die beschlossene Beschränkung aus kurzsichtiger und durchaus unkünstlerischer Engherzigkeit hervorgegangen war.» (Deutsches Kunstblatt. 1. März 1884.)

Wer waren denn nur diese Kur- und Livländer, welche im Jahre 1823 oder 1824 sowol im Umgange, wie in ihrer künstlerischen Richtung sich mehr zu den französischen als zu den deutschen Collegen hielten? Wir haben ziemlich vollständig die Liste derjenigen baltischen Künstler — denn nur um Künstler handelt es sich ja — die von 1817 bis 1823 in Rom verweilten. Von unseren drei Freunden und Landsleuten, die wahrlich nach Kunst und Gesellschaft sich ganz zu den Deutschen hielten, zieht der letzte, August Pezold, schon 1820 nach Norden. Nur O. M. von Stackelberg bleibt bis 1824, und zwar in regem Verkehr mit dem hannöverschen Gesandten Freiherrn von Reden, mit dessen Legationsrath Kestner, mit dem holsteiner Grafen Baudissin, mit den Archäologen Linkh und Gerhard, dem Maler Panoska und vielen anderen Deutschen. Man wird ihm den vorzugsweisen Umgang mit französischen Collegen nicht nachsagen können, ebensowenig, als man seine trefflichen Skizzen und Landschaften auf irgend welchen französischen Einfluss zurückführen kann. Von später eingetroffenen Balten soll hier nur Ludwig von Maydell genannt werden, der Freund Ludwig Richters, Oehmes, Schnorrs. Wer je in dessen Zeichnungen zur baltischen Geschichte einen Blick gethan, weiss, dass gerade Maydell von Schnorr angezogen und angeregt war. Und wer den Verkehr Maydells mit den genannten Freunden und die Abwesenheit aller Beziehungen zur französischen Kunst und zu französischen Künstlern kennen lernen will, der lese Richters Selbstbiographie. Die Behauptung, welche für die Absperrung der Balten von dem neugegründeten Kunstverein entscheidend wurde, war damals mehr als je ungerechtfertigt, weil es eben zur Zeit fast gar keine baltischen Künstler in Rom gab, und die Tradition — wie wir aus Hippus' Tagebüchern sahen — die gesellschaftlichen und künstlerischen Beziehungen zu den deutschen Künstlern sehr schön gestaltet hatte. Was es aber mit dem Unterschiede zwischen dem damaligen deutschen und französischen Kunststudium auf sich hatte, schildert Richter a. a. O. pag. 158: «Als ich eines Tages in meine Arbeit vertieft dasass, machte ein kleines Geräusch mich aufsehen, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erblickte ich drei kleine Hausthüren, ordentlich

auf Menschenfüssen den Berg hinabwandelnd. Ich erinnerte mich, dass ich eine komische Beschreibung von den riesengrossen Malkasten einiger französischer Maler gehört hatte, die seit mehreren Tagen in der Sibylle (Tivoli) einquartiert waren. Diese Riesenkasten, auf die Rücken von Jungen geschnallt, welche dadurch bis auf die Füsse bedeckt wurden, waren es, die hier vorbeizogen, und bald folgten ihnen auch die Inhaber. — Gegensätze berühren sich! Bei den Franzosen und uns traf das nur im räumlichen Sinne zu, denn ihre Zimmer stiessen unmittelbar an die unsrigen; aber obwol sie mindestens eben so liebenswürdige und solide Leute waren, als wir zu sein uns schmeichelten, so kamen wir doch durchaus in keinen Verkehr mit einander. Im Gegentheil mieden wir uns mit einer Art von Scheu; denn jede Partei mochte die andere für *mezzo-matti* (Halbnarren) halten, die Gegensätze waren damals zu stark. Die französischen Maler mit ihren Riesenkasten brauchten zu ihren Studien ungeheuer Quantitäten von Farbe, welche mit grossen Borstpinseln halb fingerdick aufgesetzt wurden. Stets malten sie aus einer gewissen Entfernung, um nur einen Totaleffect oder, wie wir sagten, einen Knalleffect zu erreichen. Sie verbrauchten natürlich sehr viel Maltuch und Malpapier, denn es wurde fast nur gemalt, selten gezeichnet; wir dagegen hielten es mehr mit dem Zeichnen, als mit dem Malen. Der Bleistift konnte nicht hart, nicht spitz genug sein, um die Umrisse bis ins feinste Detail fest und bestimmt zu umziehen. Gebückt sass ein Jeder vor seinem Malkasten, der nicht grösser war als ein kleiner Papierbogen, und suchte mit fast minutiösem Fleiss auszuführen, was er vor sich sah. Wir verliebten uns in jeden Grashalm, in jeden zierlichen Zweig und wollten keinen ansprechenden Zug uns entgehen lassen. Luft- und Lichteffecte wurden eher gemieden, als gesucht; kurz, ein Jeder war bemüht, den Gegenstand möglichst objectiv, treu wie im Spiegel wiederzugeben. — Diese Sätze Richters kennzeichnen auf das Trefflichste die damalige Weise, das Landschaftsstudium zu betreiben. Erst auf dem Wege des gewissenhaftesten Zeichnens der Einzelheiten gelangten die deutschen Künstler damals zu dem Begriff und Ziel des Malens, zur Verwerthung des ästhetischen Mittels der Farbe. Der Gegensatz zwischen französischer und deutscher Kunstrichtung begann aber auch schon damals innerhalb der deutschen Kunstkreise Parteien zu bilden, und das ist die symptomatische Bedeutung jenes — äusserlich und grundlos genug

gegen die Kur- und Livländer gerichteten — Beschlusses des werdenden Kunstvereins. Das Stichwort: «französische Kunstrichtung» wurde gegen Leute gebraucht, die als Gruppe gar nicht, als Einzelne nur noch in höchst geringer Zahl vorhanden waren, und der geschilderten Richtung der französischen Kunst jedenfalls ganz fern standen. Dass wenige Jahre vorher die Launitz, Hippius, Pezold, Eggink, Ignatius u. v. a. Balten mit zu den Vertretern der deutschen Kunst gezählt worden waren, das war jenem Künstlerconvent durchaus vergessen oder nie bekannt. Dieser rasche Wechsel der Generationen in Rom, wie ihn Fr. Rückert in dem oben veröffentlichten Abschiedsliede schon erwähnt, befördert seit dem Erwachen des Kunstlebens in Deutschland selbst nicht den Zusammenhang, sondern die Trennung der römischen Colonie vom Vaterlande. Der Einfluss Roms auf die deutsche Kunst schwand allmählich immer mehr, je freudiger sich München, Berlin, Düsseldorf zu Kunststätten erhoben. Die deutsche Kunst war in ihre Heimat zurückgekehrt, wenn es den deutschen Künstler auch heute noch über die Alpen zieht, um dort sich für sein Schaffen in Deutschland Lehre und Anregung zu holen.

Doch schauen wir uns nach unseren drei estländischen Malern um.

Hippius war der erste von ihnen, der die Heimat wiedersah. Der Wunsch, die Schweiz zu sehen, wurde ihm erfüllt, wenn auch Fohr sein Begleiter nicht sein konnte. In Yverdon suchte er Heinrich Pestalozzi auf, den er, der vor allem ein ausserordentliches pädagogisches Talent besass, ohne sich dessen damals schon bewusst zu sein, als «den Vater aller Kinder, den Lehrer aller Lehrer, den Wohlthäter aller Völker» verehrte. «Sein herrliches, kindliches Gemüth hat mich durch und durch erwärmt und sein Anblick, dieser Anblick eines wahren Menschen, gestärkt und unendlich beglückt.» Hippius zeichnete den damals 72jährigen Greis und liess später zur 100jährigen Geburtstagsfeier Pestalozzis 1846 die höchst charakteristische Zeichnung als Lithographie erscheinen. Für die Uebersendung von 500 Exemplaren zum Besten der Pestalozzi-Stiftung ward ihm aus Zürich warmer Dank vom Propste Vögelin mit einem höchst anerkennenden, die Aehnlichkeit und frische Auffassung des Bildnisses hervorhebenden Artikel der «Schweizer Zeitung». Unter die Originalzeichnung hatte Pestalozzi 1818 die Worte geschrieben: «Freund, versuchen Sie Ihre Kunst nur am Schönen, am Verunstalteten verschwendet die Kunst ihre Kraft

umsonst. Reisen Sie glücklich, mein Dank und meine Liebe folgen Ihnen herzlich. Pestalozzi.» — Der würdige Mann hatte Unrecht, sich zu den Verunstalteten zu rechnen: die Jahre hatten seinem Antlitze den ernstesten Ausdruck des Seelenfriedens und der Menschenliebe immer tiefer aufgeprägt, und den hatte Hippus verstanden und festgehalten. Unter den unzähligen Porträts, die Hippus im Auslande gezeichnet, erinnerte er sich in späteren Jahren vorzugsweise derer, bei denen ihm die Originale besonders lieb geworden und nahe getreten waren: Beethoven, Overbeck, Thorwaldsen und Pestalozzi. Und in diesen vier Namen ist zugleich der Kreis des Strebens und Trachtens seines eigenen Lebens ausgesprochen: Musik, Malerei und andere Kunst und Pädagogik. «Ich kehrte», schrieb Hippus in seinem Alter, «nachdem ich sieben Jahre mein Glück im Auslande genossen, im Jahre 1819 am 9. Nov. nach Hagers zurück, wo ich zu meiner Freude Alles noch beim Alten fand. In dem lieben Reval blieb ich ein halbes Jahr, und begab mich darauf nach Petersburg, wo ich bis jetzt lebe.» (12. Dec. 1847.) Im Juni 1820 führte er seine geliebte Friederike heim, von der er selbst sagt: «Was mich in der Fremde, in der grossen Welt bei all der Versuchung, den Pfad des Rechten und Guten zu verlassen, leitete und stark machte, war ein geheimes, edles und treues Gefühl für das Wesen, das ich jetzt mein geliebtes Weib nenne.»

Auch Ignatius gründete bald den ersehnten Hausstand. Er führte Adelheid Schadow (1822) nach Petersburg heim, wo auch er seinen Wohnsitz aufschlug. Es war ihm bald eine schöne Aufgabe zugewiesen: in der Tribune der kaiserlichen Hofkirche zu Zarskoje Sselo sollte er die Decke ausmalen, wenn wir nicht irren, mit drei allegorischen Frauengestalten, dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung. Noch ehe er das Bild vollendet hatte, brach schweres Unglück über ihn ein. Seine junge, blühende Gattin und ein ihm eben erst geschenktes Kind wurden ihm durch den Tod entrissen, und in ihn selbst der Keim zu frühem Ende gesenkt. Er folgte schon 1824 seinen lieben Dahingeshiedenen.

Mit tiefem Schmerz um den theuren Freund und Schwager und in wehmüthigster Pietät gegen sein Andenken übernahm Hippus die Vollendung des Gemäldes des Verstorbenen. Ihm stand hierbei sein Lehrer und älterer Freund Karl Walther, dessen schon oben Erwähnung geschah, zur Seite. Das Werk fand Beifall und ward auch von dem Besteller, Kaiser Alexander I., am Tage vor seiner verhängnisvollen Reise nach Taganrog besichtigt und warm belobt.

Indessen Hippius und Ignatius schon in der Heimat, jener ein bleibendes, dieser ein kurzes, flüchtiges Glück sich gründeten, genoss Pezold noch um Einiges länger die Freiheit des werdenden Künstlers. Von Rom, wohin er, wie gemeldet, aus Süditalien zurückgekehrt war, wanderte er über Florenz nach Nizza, wo er im November 1820 eintraf.

Unter Anderen begegnete er hier der Reisegesellschaft eines russischen Magnaten, des Oberhofmarschalls Naryschkin, bei dem Pezolds jüngerer Bruder, Dr. Ernst Pezold, nach Absolvirung seiner Studien Leibarzt gewesen war. Das mag August Pezold bewogen haben, dem vornehmen Herrn sich vorzustellen. In der Begleitung desselben fand er zwei Landsleute, den Reisesarzt Dr. Alimann und den Secretär von Küchelbeker, mehrere andere Herren, vor allem aber den 17jährigen Reisezeichner Ludwig Richter. Wie andere Grosse jener Zeit hatte auch Naryschkin in seinem Gefolge einen Maler, welcher die Landschaften und Architekturen, die dem Herrn gefielen, zeichnen und sammeln musste. Ein so entstandenes Album diente dann später als Erinnerungsschatz, als gezeichnetes Tagebuch oder als künstlerisches Geschenk. In Dresden war Ludwig Richter von Naryschkin zu diesem Posten engagirt worden. In Nizza traf er mit August Pezold zusammen.

In Richters vortrefflicher Selbstbiographie geschieht dieser Begegnung Erwähnung. Sie wird interessant, weil sie abermals ein Zeugnis dafür abgiebt, wie wenig man in Deutschland, selbst in Kunststädten wie Dresden, und in Künstlerkreisen, wie sie dem Vater und dem Sohne Richter daselbst offen standen, sich um die Reform der deutschen Kunst in Rom bekümmerte. Ungläubig hört Ludwig Richter die Mittheilungen Pezolds von den römischen Kunstverhältnissen an, die ihm nach seinen eigenen Worten bis dahin gänzlich unbekannt waren. Und doch waren Overbeck und Genossen schon seit zehn Jahren am Tiber thätig, waren die Fresken bei Bartholdy und in der Villa Massimi schon gemalt, die hervorragenden Werke des Dresdeners Schnorr schon geschaffen, hatte der Streit um den Besitz des Cornelius zwischen München und Berlin schon begonnen. Von den meisten dieser Männer musste Pezold dem Gefolge des Naryschkin zum ersten Male erzählen, Leuten, die seit Monaten von Bildungscentrum zu Bildungscentrum reisten, mit der höchsten Gesellschaft zusammentrafen, zum Hofe Karl Augusts von Weimar zugelassen wurden und von denen Einer, der Secretär von Küchelbeker, sogar dem zurückhaltenden Goethe eine Sammlung lettischer

Lieder überreichen durfte. Nur nach Einem in Rom fragte Richter, nach dem Sachsen N ä c k e. Er wollte nicht glauben, dass Overbeck, Schnorr und Cornelius mehr leisteten, als dieser sein Landsmann. Freilich hatten die Professoren der dresdener Akademie ihre Schüler vor dem «altdeutschen Unsinn» gewarnt, aber hierbei nur das Auftreten Overbecks und seiner Genossen in Wien im Auge gehabt, wie auch dem Ludwig Richter die Namen der beiden Brüder Schnorr nur aus ihrer w i e n e r Studienzeit bekannt waren. Jener N ä c k e war 1785 in Frauenstein geboren, hatte seine Studien unter Grassis Leitung in Dresden gemacht, galt für talentvoll, wandte sich der Romantik zu, ging 1818 nach Rom, trat dort zum Katholicismus über und folgte den Wegen der Nazarener. Er malte sehr peinlich und langsam; an einem kleinen Bilde, die heil. Elisabeth Almosen vertheilend, arbeitete er zwölf Jahre, erregte mit demselben freilich ein vorübergehendes Aufsehen. Doch geschah das in einer späteren Zeit; L. Richter konnte nur von den Hoffnungen wissen, die man in Dresden auf N ä c k e setzte. Im Misstrauen gegen die Mittheilungen Pezolds weiss er auch dessen Zeichnungen keinen Werth beizulegen. Man belächelte in dem Kreise des Bojarengefolges dieselben, wie auch Pezolds Kunstansichten als «thörichte Schwärmereien». Wer Gelegenheit hatte, eben diese Zeichnungen mit den gleichzeitigen des um 10 Jahre jüngeren, noch im Anfangsstadium stehenden Richter zu vergleichen, wird sich bald davon überzeugen, dass unser herrlicher Meister der Illustration damals unter dem Einflusse seiner jugendlichen Unreife, seiner alten dresdener Schule und wol auch seiner damaligen Umgebung urtheilte. Wenigstens lässt eine Aeusserung, welche Dr. C. E. von Weltzien in seinen «Briefen auf einer Reise in Deutschland» über den Dr. A. macht, auf eine hochmüthige und wegwerfende Weise des Urtheils bei diesem schliessen, während Richter sich ihm unterordnet. Und was die Kunstansichten Pezolds betrifft, der insbesondere mit Schnorr übereinstimmte und befreundet war, so sind sie es gerade, die L. Richter bei einer späteren Reise in Rom leibhaftig entgegneten und ihm die Augen über die alte Zeit und die neuen Kunstbestrebungen öffnen (vgl. L. Richters Selbstbiographie). Auch Ludwig Richter wurde ein Freund und Verehrer Schnorrs.

Nach einem herrlichen Winter in Nizza, wo Tag für Tag im Mittelmeer gebadet und oft bei weiteren Excursionen ein alter, doch immer noch feuriger Schimmel geritten wurde, von dem die

Tradition ging, dass er Bonaparte in verschiedenen Schlachten getragen habe, nach reicher Sammlung von Zeichnungen und schönen, landschaftlichen Aquarellen verliess Pezold Nizza. Unter eines dieser trefflichen Bilder schrieb er :

O Nizzas Himmel dunkelklar,
 Ich sahe deine Pracht,
 Als ich ein schönes Jugendjahr,
 Wol unter Lust und süsser Qual,
 Durchwandernd Land und Berg und Thal,
 Hier selig zugebracht.

Und ein anderes, nicht minder schönes Blatt trägt die Unterschrift :

Du treuer Genosse Molière,
 Du Sänger fröhlicher Lieder,
 Du blaues mittelländisches Meer,
 Euch seh' ich nimmer wieder!

Es war am Vorabend des Abschieds von der berliner Familie Molière, die denselben Winter in Nizza verlebte und wiederholt in den Skizzenbüchern Pezolds zu erkennen ist.

In Nizza traf Pezold auch die Familie Krause wieder. Raupach hatte sie verlassen, und Krause scheint um seiner eigenen Gesundheit willen mehr eines männlichen Begleiters, als eines Lehrers für seine Knaben bedurft zu haben. Er überredete Pezold, mit ihm nach Paris zu reisen. Im grossen Reisewagen konnte dieser es freilich nicht aushalten. Er erbot sich, den damals üblichen Courier zu spielen, den Reisenden voranzureiten und Pferde und Quartier zu bestellen. Es blieb ihm hierbei Freiheit und genügende Zeit zu ausgeführten Zeichnungen. So ritt er — zum Theil in den hohen hölzernen Postillonstiefeln jener Zeit, die uns noch aus den Pferde-Zeichenvorlagen Victor Adams bekannt sind — von Nizza bis Paris. In Paris wurde längerer Aufenthalt genommen, dann auch London besucht, endlich im Herbste die Heimreise angetreten. Ueber Riga gings nach Fellin, wo Pezolds Grossmutter und Stiefmutter lebten. In einem der Skizzenbücher findet sich der Kopf eines Esten mit der Unterschrift : *Selle Maa-Mehhe näggu, kellega minna mõnne aasta perrast essimesse korda jälle sedda kalli Maa-keelt rägisin, ja kis mind Willandi linna soidis, kesknäddal se 5 Octobri kuul 1821.* (So sieht der Este aus, mit dem ich nach vielen Jahren zum ersten Male wieder diese theure estnische Sprache redete, und der mich nach Fellin fuhr, Freitag 5. Oct. 1821.)

So hätten wir unsere drei Landsleute auf ihren Wander- und Lehrfahrten bis zu ihrer Heimat zurückbegleitet. Unsere Aufgabe scheint uns weiter keine Mittheilungen über diese estländischen Maler zur Pflicht zu machen, und dennoch möchte Mancher fragen: was war denn der Erfolg dieser vieljährigen Reisen, dieses Fleisses, dieser angesammelten Kenntnisse? Was hat die Heimat an der Thätigkeit dieser ihrer Söhne gehabt? Was macht sie so breiter Besprechung werth?

Ueber den wahrhaft tragischen Ausgang des so reich begabten, zu sonniger Künstlerhöhe sich erhebenden Ignatius ist bereits berichtet worden. Nachgeholt muss werden, dass von ihm noch ein anderes grosses Bild existirt, ein Altargemälde, Christ in den Wolken, von Cherubim umgeben, zu seinen Füssen die Evangelisten und mehrere Apostel. Der Einfluss Overbecks ist hier unverkennbar, an einzelnen Köpfen aber auch der des Cornelius. Unter den Aposteln ähnelt einer dem einen Richter in des Cornelius «Unterwelt». Nach Ignatius' Tode kamen verschiedene von seinen Gedichten zur Veröffentlichung, auch ein Lustspiel: «Der Korb oder die zaghaften Liebhaber» wurde in der Estona gedruckt. Es wäre dankenswerth, wenn die Lücken dieser Darstellung von einem besser Unterrichteten ausgefüllt würden.

Hippius' weitere Thätigkeit in Petersburg und zuletzt in Reval ist eine dreifache: er war Maler, Lehrer und Schriftsteller. Als Maler gab er schon 1822 eine Sammlung von lithographirten Porträts der vorzüglichsten Staatsmänner, Gelehrten und Künstler Russlands unter dem Titel: «*Les Contemporains*» heraus. Zuerst hatte dieses Werk, für das sich der Director des Lyceums G. von Engelhardt und der Minister Graf Capodistria warm interessirten, viel Beifall, doch erkaltete mit der Zeit das Interesse des Publicums dafür. Die lebensgrossen Bildnisse sind von grosser Ähnlichkeit, sauber in Kreide ausgeführt, die Frucht der unermüdlichen Uebung im Porträtzeichnen, das Hippius auf seinen Reisen betrieb. Obgleich diese Arbeit ihm zehn Jahre lang die Existenz in Petersburg sicherte, musste doch nach weiterer Thätigkeit Umschau gehalten werden, und Hippius fand sie und seinen eigentlichsten Lebensberuf als Lehrer. Er hatte bereits als Unterrichtsmaterial vier Hefte Vorlegeblätter (32 Bl., betitelt: «*Le jeune dessinateur, cours d'études progressives à l'usage des écoles*»), eine Sammlung von Köpfen nach Bildern italienischer Meister des 15. und 16. Jahrh., Elemente der Zeichenkunst, (66 Bl.), Blumenvorlagen (24 Bl.) heraus-

gegeben; als praktischer Zeichenlehrer aufzutreten, zwang ihn aber erst das schreckliche Cholerajahr 1831. Wie Schuppen fiel es ihm nun von den Augen: der Selbstzweifel, der ihn schon in Rom befallen und an seiner Berufung für die Kunst irre gemacht hatte, wich vor dem Bewusstsein, dem Zeichenunterrichte die ihm gebührende Stellung in der Bildung des Einzelnen und der Masse erobern zu können, und vor der Freude des unmittelbaren Einwirkens auf Gemüth und Geschmack der Schüler. «So musste ich in meinem 40. Lebensjahre vom Schicksal dazu so eigentlich gezwungen werden, was mein innerer Beruf war, was ich selbst nicht finden konnte, wenngleich mein Herz es wünschte.» Seine Thätigkeit als Lehrer war ausserordentlich ausgedehnt und erfolgreich. Er gab in verschiedenen Schulen und höheren Lehranstalten 48 Stunden wöchentlich, was bei den grossen Entfernungen in Petersburg und den kurzen Wintertagen eine ganz erstaunliche Leistung ist. Und dieser Thätigkeit fehlte der äussere und mehr noch der geistige Erfolg nicht. Das russische Publicum ist auch für die zeichnerischen Künste ausserordentlich begabt: die Lehrthätigkeit Hippus' weckte in den weitesten Kreisen Sinn für dieselben und machte das Zeichnen zu einer sehr verbreiteten Liebhaberei für die Einen, zu einer festen künstlerischen Grundlage für die Anderen. Seine Lehrmethode — und das führte ihn wieder zur Schriftstellerei, welche dem fleissigen Tagebuchsreiber eine leichte Beschäftigung war — legte er 1842 in einem umfangreichen Buche nieder: «Grundlagen einer Theorie der Zeichenkunst» (Petersb. und Leipzig), das, ins Russische übersetzt, vom Ministerium allen Zeichenlehrern dringend empfohlen wurde und an den competentesten Stellen Deutschlands warme Anerkennung fand. Es ist die Grundlage des jetzt in Deutschland sehr verbreiteten Elementarunterrichts im Zeichnen. Eine fernere Frucht der ausländischen Studien, namentlich der genauen und ausgedehnten Besichtigung von Gemälden, war ein Lehrbuch der Kunstgeschichte, betitelt: «Kunstschulen» (1850), das noch jetzt zum Leitfaden der Geschichte der Malerei sich trefflich eignet.

Im Anfange der 50er Jahre zog Hippus sich in das ihm liebe Reval zurück, wo er wieder zur Palette griff und mehr zu eigener Freude, als zum Zwecke des Erwerbes — fleissig, wie immer — sich der Porträtmalerei widmete. Sein Lebensabend war glücklich, die treue Gattin und seine fünf Kinder blieben ihm erhalten und bereiteten ihm innige Freude. Endlich erlag er im Sept. 1856

einem schmerzhaften, aber mit grösster Geduld und Frömmigkeit ertragenen Leiden, das ihm auch den heiteren Sinn nicht zu brechen vermochte. Seine letzte Ruhestätte fand er in dem ihm so theuren Hagers.

Wir müssen zum Schlusse des weiteren Lebensweges erwähnen, den die Vorsehung August Pezold führte. In Fellin lernte er seine spätere Gattin, die Tochter eines früheren Kaufmannes aus Bremen, jetzt Handlungslehrers in Riga H. Tiling, kennen. 1825 gründete auch er seinen Hausstand in Petersburg. Er war nicht zum Lehrer geschaffen, und doch musste er seine Existenz zum Theil auf diesen Erwerb gründen. Schweres Unglück im Hause, der Tod zweier Söhnchen und die Erkrankung seiner Frau führten ihn nach Livland zurück, wo er in Riga, Wenden, Fellin und Dorpat Porträts malte, bis er 1837 eine Anstellung als Gymnasialzeichenlehrer in Reval fand. Ein kurzer Besuch in Deutschland, wo er eine Zahl alter Freunde in München wieder sah¹, erfrischte und ermuthigte ihn aufs Neue. Er pflegte die Genremalerei und hatte sich zur Specialität Stoffe aus dem estnischen Volksleben gewählt. Dieselbe Freude, die er in jener Unterschrift an der estnischen Sprache geäussert, durchdrang ihn bei jeder national-estnischen Erscheinung. Der Bauer als Säemann, die Schnitterinnen, die Kirchgänger und Kirchgängerinnen, der blinde Bettler und andere Stoffe variirte er mit Vorliebe: der ernste, wehmüthige Zug, welcher den Esten eigen ist, erschien ihm, der niemand leiden sehen mochte, nicht sowol wie eine Mahnung zur Abhilfe einzelner Uebelstände, als vielmehr wie eine stumme Bitte um Liebe. Er stand aller nationalen Arroganz fern, aber er liebte als Deutscher von Geblüt jede nationale Eigenart, und so auch das Volk seiner Heimat, das estnische Volk. Seine estnischen Kostümbilder, in welchen er die malerische Tracht und den Farbensinn dieses Volkes festhielt, sind sehr populär geworden. Sie wurden ohne sein Wissen vervielfältigt und selbst zur Anlockung estnischer Käufer als Ladenschilder von ungeschickter Hand copirt. Er war der eigentliche Entdecker der malerischen Erscheinungen im estnischen Volksleben und hat in einer späteren Generation Nachfolger gefunden, welche im estnischen Typus den Ausdruck des schlichtesten Volksgefühles darstellten. Weder die eleganten estnischen Bilder des Hofmalers Neff, noch auch die demagogische

¹ z. B. Karl Rottmann, an dessen Arcadenbildern er mitarbeitete, Rebenitz u. A.

Malerei des Prof. Köler konnten das Interesse für die Esten durch treffende Darstellung des Nationaltypus so wecken, wie die anspruchslosen und zugleich charakteristischen Bilder Pezolds.

Auch im Altarbilde für Esten verwerthete er als Erster estnische Typen zur Darstellung der einfachen Fischer und Bauern, in denen die Lehre Christi zuerst feste Wurzel fasste. Schon er erkannte die Aufgabe der protestantischen Malerei darin, die typischen Formen und Charaktere eines fremden Nationalideals abzustreifen und dem Volke, zu welchem er in seinen Bildern reden wollte, die demselben bekannten und verwandten Typen sprechen zu lassen. Er malte keine Schönheitsideale italienischer Schule an dem Stamme des Kreuzes, keine psychologischen Experimente an dem Abendmahlstisch. Der estnische Bauer sollte am Kreuzestamme und an dem letzten Liebesmahle Christi seinesgleichen erkennen, die Kunst, die in allen Zungen redet, sollte in ihrer heiligsten Aufgabe, in der Darstellung christlicher Stoffe, auch die Zunge Derer sprechen, denen diese Altargemälde bestimmt waren.

Vielleicht mit Rücksicht auf seine Liebe zu dem estnischen Volke und seine Kenntnis desselben wurde Pezold 1846 der Auftrag, den Prof. Sjögren auf seiner von der russischen geographischen Gesellschaft angeordneten Reise zur Untersuchung der Reste der altlivischen, also den Esten nahe verwandten Volksüberbleibsel zu begleiten. Das Ergebnis war eine Anzahl von charakteristischen Livenbildnissen, die in Neu-Salis und Dondangen gezeichnet wurden.

August Pezold starb im Februar 1859. Von ihm, wie von seinen beiden, vor ihm dahingegangenen Jugendgenossen muss gesagt werden, dass sie der Freunde viele, doch nie einen Feind gehabt haben. Alle drei blieben bis zu ihrer Trennung durch den Tod in innigster Liebe verbunden.

Der kurze, künstlerisch reiche Lebenslauf des Otto Ignatius, die bedeutende Lehrthätigkeit des Gustav Hippius, die dem Volke seiner Heimat geweihte Kunst des August Pezold geben den Dreien ein unbestrittenes Recht, auch im ehrenden Gedächtnis einer jüngeren Generation fortzuleben. Ein reines und schönes Jugendleben, warme Begeisterung für die Kunst, innige Freundschaftsempfindung und Liebestreue, — das war der Lichtglanz, der die Jünglingsjahre unserer Freunde verklärte und auch den Alternden als Erinnerung den Lebensweg erhellte. Ihnen flammten die Augen auf, wenn sie von dem hohen Glücke erzählten, das ihnen die reichen Wanderjahre für das ganze Leben mitgegeben hatten.

Nicht die Erlebnisse des Einzelnen sollten hier erzählt werden, sondern aus Aufzeichnungen und Zeichnungen der drei Freunde ein Gesamtbild geschaffen werden, das zusammenhält, was im Leben treu zusammengehalten.

Zum Schlusse muss der Verfasser dieser Zeilen der hochverehrten Tochter von Gustav Hippus, der Frau Staatsrätthin M. von Pezold, für die Herleihung der werthvollen Tagebücher ihres Vaters und Herrn Professor Döring für seine Mittheilungen über Egginck aufrichtigen Dank sagen.





Ergänzende Bemerkungen

zu dem Aufsatz über «Die baltischen Raubvögel».

(Vgl. «Balt. Mon.» XXXV, Heft 7. 8. 9.)

Duo si faciunt idem, non est idem.



zu dem patriotisch wohlgemeinten Versuche des Hrn. v. Löwis of Menar-Meyershof, uns eine erneute Uebersicht der baltischen, oder richtiger livländischen Raubvögel zu gewähren — denn Kur- und Estland sind vom genannten Referenten nur ausnahmsweise und fast nur nach Russow berücksichtigt — gestatte ich mir einige ergänzende Bemerkungen zu veröffentlichen, damit diese embryonischen Vorstudien einem berufenen Zoologen ein möglichst umfassendes und reichhaltiges Material zur Gestaltung einer baltischen Naturgeschichte liefern helfen. Denn seit Russow-Pleskes *Ornis baltica* und Schroeders fast gleichzeitig vor acht Jahren erschienener «Synopsis» ist bis zu der oben erwähnten Versuchsstudie kein bemerkenswerther Beitrag zur ornithologischen Branche der Heimatskunde erschienen, da die höchst erwünschte Umarbeitung der Russow-Pleskeschen Arbeit — Pleske kannte die baltische Vogelwelt nur ungenügend — durch die allein competente Hand des Herrn E. von Middendorff-Hellenorm einstweilen leider noch auf sich warten lässt. Hoffen wir, dass unterdessen die soeben von der Kais. St. Petersburger Akademie der Wissenschaften unter Pleskes Redaction erscheinende «Ornis des russischen Reiches» die baltischen Provinzen eingehend berücksichtigen wird.

Wie nichts auf der Erde unveränderlich ist, so ist auch die Fauna eines Landes keine constante, weder an Zahl der

Species und deren Individuen, noch in Betreff deren geographischer Verbreitung, noch endlich in Bezug auf deren Qualität (es kann z. B. die individual-potentielle Zoodynamie entweder culminiren oder aber zur Degeneration reducirt werden, letzteres beim livländischen Elchwild, ausländischen Edelhirsch, Wildschwein &c.). Um so mehr dünkt mich also nicht nur ein Moment scheinbaren Stillstandes in der thierischen Circulation eines Landes zur Fixirung geeignet, sondern auch ein periodisches Zusammenfassen alles auf die Fauna einer gewissen Epoche Bezüglichen geradezu geboten. Analog den fortschrittlichen agricultuellen Veränderungen der Ostseeprovinzen — unsere Fauna dürfte nur unter dem Gesichtspunkte der acker- und waldbaulichen Verschiebungen betrachtet werden! — war meines Bedünkens schon vor längerer Zeit auch in der Geschichte unserer Fauna der Abschnitt wahrnehmbar, der einen summirenden Rückblick opportun erscheinen liess. Markirt wird und ward freilich ein solcher zur registrirenden Umschau einladender Moment durch kein bestimmtes Datum, wohl aber durch mannigfache Symptome, z. B. durch das sich verallgemeinernde Interesse für die vaterländische Thierwelt, die dadurch bedingte intensivere Schonung mancher Wildarten (Elch, Reh, Auerhuhn &c.) einerseits, das hieraus resultirende, aus dem übrigen Europa zu uns importirte Streben nach Acclimatisation fremder Thierformen (Rehe auf Abro, Damwild in Livland, Edelhirsch und Fasan in Kurland &c.) andererseits, endlich der Anschluss an die internationale Vogelzugbeobachtung, systematischere Verfolgung der Raubthiere &c. Je später nun der ideale Werth einer umfassenden baltischen Naturgeschichte für die heimatliche Culturgeschichte erkannt wird, je länger wir eines von grossen, vorurtheilslosen Gesichtspunkten ausgehenden Universalzoologen, der mit genialem Griffel unsere Thierwelt verewigt, vergeblich harren müssen, desto schwieriger gestaltet sich die Behandlung dieser Materie, da, wie wir schon berührten, unsere Fauna gleich jeder anderen dem Wechsel unterworfen ist. Aber es ist Zeit, dass wir uns nach dieser speculativen, «grau-theoretischen» Einleitung den realen «baltischen Raubvögeln» zuwenden, vordem, aber ein Wort dem Hauptinhalte der Vorrede zum citirten Aufsätze des Herrn v. Löwis widmen. Ich meine die dort bekämpfte «ornithologisch-babylonische Sprachverwirrung», die ja auch in ausländischen Fachblättern ventilirt wird, und über welche die Ansichten noch sehr getheilte sind. Der durch seine Reisen in Russland bekannte Ornitholog K. G. Henke sagte mir in Dresden

im Sommer 1888, dass wir einstweilen die ornithologischen Namen des *British Museum* als Richtschnur anerkennen müssen. Und der als Mitglied des «internat. orn. perman. Comité» berühmte Director der dresdener naturwissenschaftlichen Sammlungen, Dr. A. B. Meyer, schrieb mir (Ende Dec. 1888) u. a.: «Ich theile Henkes Ansicht. Ich gebe nicht viel auf Nomenclatur, die sich eben nicht leicht in Formeln schlagen lässt. Wenn wir den ganzen Formenreichtum der Erde umspannt haben werden — die Zeit wird kommen, wenn wir sie auch nicht erleben — wird man auch an die Aufgabe gehen können, eine Nomenclatur zu führen, die allen Anforderungen entspricht. Wir haben heute in der Homeyerschen Liste einen Beweis dafür, wie schwer es ist, es Allen recht zu machen; Keiner ist mit ihr zufrieden, und jeder Liste würde es so ergehen. Wenn wir nur verstehen, was der Andere meint. Purificiren wird man früher oder später, das eilt nicht, so lange wir Besseres zu thun haben!» — Ich meinestheils möchte diese Worte des grossen Gelehrten vollständig unterschreiben und hebe ausdrücklich hervor, dass ich beim Folgenden in der lateinischen Nomenclatur dem im 1. Jahrgange der «Ornis» (Organ des perm. intern. orn. Comité, bisher unter dem Protectorate des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich-Ungarn) als bindende Norm angegebenen «Verzeichnis der Vögel Deutschlands» von E. F. von Homeyer (die von Dr. Meyer oben genannte «Liste») gefolgt bin, da das massgebende ornithol. Centrum (Dr. R. Blasius und Dr. von Hayek) in seinem «Aufruf» (Ornis^I) «der Berücksichtigung der Herren Beobachter dringendst empfiehlt, sich der systematischen Reihenfolge und der lat. Benennungen zu bedienen, wie sie das «Verzeichnis der Vögel Deutschlands» enthält».

Mit einigen Notizen über

die Geier (vgl. p. 529 u. 534, 1888)

gelangen wir nun gleich in medias res. — Ueber den *Lämmergeier* (*Gypaëtus barbatus*) hätte es heissen müssen, dass er im ganzen Gebiete der schweizerischen Eidgenossenschaft (nicht nur «in der nördlichen Schweiz») ausgerottet ist. Mein alter hochverehrter Freund und Gönner E. F. von Homeyer in Stolp schrieb mir schon 1886 in einem seiner ihres anregend-vielseitigen Inhalts wegen der Veröffentlichung würdigen Briefe u. a.: «So viel neuere Beobachtungen ergeben, ist der Geieradler seit längerer Zeit nicht mehr als Brutvogel in der Schweiz und in den angrenzenden österreichischen Ländern zu betrachten. In Spanien, auf den Apenninen, in Bosnien, Albanien, Siebenbürgen, im Kaukasus ist er vorhanden.» — Was das

Vorkommen südlicher Geier bei uns betrifft, so ist dasselbe nicht nur dreimal, sondern wenigstens viermal beobachtet worden: Baron F. von Nolde führt in seiner «Jägerpraxis» einen bei Libau lebendig gefangenen *Vultur cinereus* an.

A. Nachtraubvögel oder Eulen. (*Strigidae*).

1. (ad p. 553.) Der Uhu. *Bubo maximus*.

Nicht unerwähnt durfte der höchst charakteristische Balzflug des Uhus bleiben. Er «rüttelt» nach Falkenart in halber Baumhöhe über dem Erdboden und lässt sein heiser-gelächterhaftes, vom dumpfen, einsilbig-gezogenen «uh, uh» abweichendes Locken erschallen. Der furchtbare Wildschaden, den er anrichtet, wird durch die Beobachtung des Schloss-Luhdeschen «Purrigail»-Buschwächters illustriert, nach dessen Aussage ein Uhu seiner Brut ein Rehkitzchen zugetragen hat. Wie sehr der Uhu auf den Schutz des Geleges bedacht ist, hörte ich aus dem Munde des Krongut-Aahofschens «Buschmann»-Buschwächters. Letzterer hatte ein Genist am Erdboden gefunden und dem abstreichenden Brutvogel einen Fehlschuss nachgesandt. Um am folgenden Tage mit besserem Glück dem Vogel nachzustellen, liess der Buschwächter die Eier unberührt. Anderen Tages waren sie verschwunden, woraus gefolgert werden darf, dass das Uhuweibchen seine Bruteier einem neuen, schwerer zu entdeckenden Schlupfwinkel zugetragen hatte. Mein Vetter, Stud. zool. Ferdinand Freiherr von Sass, einer der wenigen zuverlässigen Ornithologen Oesels, theilt mir mit, dass der Uhu auf Oesel fehlt. Obgleich die kur-liv-estländischen Raubvögel behandelnd, berücksichtigt Herr v. Löwis doch auch die «Vögel des St. Petersburger Gouvernements» von Eug. Büchner; doch ist nicht ersichtlich, nach welchem Princip er hierbei verfährt, indem bei einigen der baltischen Raubvögel die Parallelstelle aus Büchners Werk citirt, bei anderen dagegen nicht citirt wird. Weil nun Büchner einmal mit genannt ist, so erlaube ich mir die Lücken auszufüllen, da der Genannte so freundlich war, mir seine vortreffliche ornithol. Arbeit zuzusenden. Nach Büchner kommt der Uhu im ganzen Gebiete des St. Petersb. Gouvernements selten und vereinzelt vor.

2. (ad p. 550.) Die Sumpfhöhreule. *Brachyotus palustris*.

Ich fand einmal Mitte Juni ein Nest mit 3 oder 4 Jungen und einem noch nicht ausgebrüteten Ei im grossen Tirel-Moor

bei Wohlfahrtslinde. Die Muttereule wurde erlegt. Mehrere Mäuse, aber keinerlei Anzeichen «gemordeten» Wildes fand ich beim Genist. Die Zahl der Sumpfohreulen ist eine schwankende. In manchen Jahren sind sie hier sehr zahlreich, in anderen höchst spärlich. Wegen der ausgezeichneten Mimikri der Rückenfedern kann man diese Eule auf dem Moormoose nur schwer entdecken. Nach Büchner kommt *Brachyotus palustris* «besonders häufig in der Umgegend von St. Petersburg vor» und überwintert, daselbst auch in einzelnen Individuen. Hieraus ist zu folgern, dass in Kur- und Südlivland diese Ohreule wol noch häufiger überwintert und somit Russow mit seiner diesbezüglichen Behauptung vollständig Recht behält.

3. (ad p. 549.) Die Barteule. *Syrnium Lapponicum*. (*Ulula barbata*.)

In der höchst reichhaltigen Sammlung conservirter Vögel auf Schloss-Mojahn befindet sich ein Exemplar der Barteule, die am Peipus erlegt worden. Diese Eule repräsentirt eine Varietät, denn sie stimmt mit der Schilderung und Abbildung in Naumanns «Vögel Deutschlands» nicht überein, und es hält schwer, sie als Lappländseule zu diagnosiren. Büchner sagt: «Die Barteule ist selten im St. Petersburger Gouvernement.»

4. (ad p. 545.) Die Sperlingsseule. *Athene passerina*.

Diese Eule «en miniature» habe ich einmal am Tage beobachtet. An einem kalten Wintertage ging ich als Knabe in Wohlfahrtslinde in eine Allee, um auf den Ebereschen Krammetsvögel zu schiessen. Plötzlich erblickte ich fast vor meinen Füßen auf dem Erdboden eine Sperlingsseule, der ich «unbewusst» mich so nahe angepörscht hatte, dass ich sie mit der Mütze oder dem Taschentuche mühelos hätte fangen können.

Das Eulchen sass auf einem halbverzehrten Krammetsvogel (*Turdus pil.*) und blickte mich ohne Scheu an. Doch bald misstraute es diesem «bewaffneten Frieden», flog auf und setzte sich auf den nächsten Eichenbaum, indem sie offenbar noch immer ihre zurückgelassene Beute im Auge behielt. Nachdem ich den Vogel eine Weile betrachtet hatte, wechselte er den Platz, und ich schoss ihn von einer Linde herab. Ob diese Zwergeule die Drossel selbst gefangen oder eine (von mir vielleicht Tags zuvor) event. angeschossene und später verendete gefunden hatte, kann ich nicht entscheiden. Das Letztere scheint mir wahrscheinlicher. Diese Liliput-Eule ist im St. Petersburger Gouvernement «ziemlich selten».

5. (ad p. 547.) Der Waldkauz. *Syrnium aluco*.

Unter Metzküll wurden freilich in der «Eulenburg», d. h. im Horst zwei frisch gesetzte Feldhäschen einmal gefunden, doch kann ich selbst trotz jahrelanger aufmerksamer Beobachtung dieser Eule nichts Böses nachsagen. In den uralten Prachtlinden und in den Forstcomplexen um Wohlfahrtslinde nisten alljährlich mehrere Waldkauzpaare, doch ist nie eine Taube, nie ein Haushuhn vom Gutshofe durch diese das ihnen gewährte Gastrecht respectirenden Vögel geraubt worden.

Ich brachte einmal eine junge Sumpfohreule nach Hause und stellte sie für die Nacht im Käfig auf einen Tisch im Garten. In der folgenden Nacht hatte eine geheimnisvolle Hand eine Maus als Speise für die Gefangene von aussen an das Gitter gelegt. In der darauf folgenden Nacht war es zur Abwechslung ein Froschschenkel, der als Nahrung dienen sollte und auf dem Tische am Gebauer lag. Diese geheimen, nächtlichen Speisungen rührten von einem Waldkauzweibchen her, welches merkwürdigerweise das fremde Kind adoptiren zu wollen schien. Die Pflegemutter besuchte den Findling mehrere Nächte, bis letzterer durch einen unglücklichen Zufall verendete.

Dieser Einblick in das Seelenleben der «Vögel der Athene» schien mir mittheilenswerth. Im St. Petersburger Gouvernement kommt *Syrnium aluco* laut Büchner als «ziemlich häufiger Standvogel» vor.

Mein sehr vogelkundiger Freund Dr. med. H. Meyer, wohnhaft in Popen bei Windau, schrieb mir im vorigen Jahre u. a.: «Ich besitze in meiner Sammlung eine kleine Eule, die zoologisch nicht bestimmt ist.» Ich vermuthete, dass hier wieder eine Varietät vorliegt, ähnlich der von mir bei der Barteule erwähnten.

6. (ad p. 547.) Der Rauchfusskauz. *Archibuteo lagopus*.

Ich möchte hiermit das Vorkommen dieses Kauzes auf Oesel hervorheben. Mein Vetter F. von Sass schreibt mir soeben: «Ausgestopft habe ich in Arensburg in letzterer Zeit einen Rauchfusskauz.» — Im St. Petersburger Gouvernement ist er ein «ziemlich seltener Standvogel» (Büchner).

B. Tagesraubvögel. *Falconidae*.

I. Die Adler.

1. Der Steinadler. *Aquila fulva*.

Die höchst fragmentarischen Mittheilungen (p. 692) über das

N i s t e n des Steinadlers in den Ostseeprovinzen ergänze ich durch folgende Daten, die ich meinem Vetter Harry von Walter (Stud. zool. et rer. forest.) verdanke, der im Fachblatt «Ornis» von autoritativer Seite als ein «äusserst zuverlässiger Beobachter» genannt ist. Walter schreibt mir: «Was die Brutstellen des Steinadlers bei uns anlangt, so kenne ich deren mehrere. In Schloss-Luhde brütet er in den alten Horsten seit drei Jahren nicht mehr. Bis vor drei Jahren jedoch war einer der zwei Horste, die ich auch besucht habe, immer bewohnt. Doch auch vor zwei Jahren, als ich an der einen Schloss-Luhdeschen Buschwächerei, die an der Poststrasse liegt, vorüberfuhr, sah ich einen jungen, noch nicht flüggen Steinadler an der Stallthüre angeschlagen. Leider war der Buschwächter nicht zu Hause, so dass ich nicht erfahren konnte, aus welchem Horste dieser Adler genommen sei. Die beiden Horste, die ich in Luhde besuchte, waren am Rande des Tirel-Morastes, etwa 300 Schritte von einander entfernt, und sollen die Adler abwechselnd in denselben gebrütet haben. Sie waren beide auf verhältnismässig schwachen Bäumen gebaut. — Ein Horst, aus dem ich auch ein Gelege habe, befindet sich auf dem Gute Piep in Estland in der Nähe von Weissenstein. Dort bewohnen die Adler schön seit langer Zeit denselben Horst. In Sussikass am livl. Ostseestrande brüten auch Steinadler, doch habe ich trotz eifrigsten Suchens den Horst nicht finden können. In Caster bei Dorpat brüten jedes Jahr ein bis zwei Paar Steinadler, wie der dortige Oberförster Maurach erzählt. In Nursie brüteten früher Steinadler; ob sie noch eben dort horsten, weiss ich nicht. Auf dem Krongute Awinorm bei Tschorna brüten sie jedes Jahr; einen dort ausgenommenen Steinadler habe ich längere Zeit gehalten.» — Hierzu bemerke ich noch, dass in Popen bei Windau 1888 ein Steinadlerpaar erlegt wurde (briefl. Mitth.); wahrscheinlich waren es Brutvögel. Auf Schloss-Mojahn schoss Baron A. v. W. im Winter 1885—86 ein schönes Exemplar des Steinadlers, woraus man ersieht, dass dieser «König der Lüfte» nicht immer im Winter verstreicht. Auf Oesel ist *Aquila fulva* nach F. von Sass im Aussterben begriffen.

In südlicheren Gegenden, z. B. in den Karpathen, wird der Steinadler ebenso wie die anderen Adler und Geier ziemlich regelmässig am Aase erlegt, auf dem er sich einfindet, auch ohne sonstigen Nahrungsmangel (vgl. «Wiener Jagdztg.» 1888). Die dem Lämmergeier (*Gyp. barb.*) zugeschriebenen Missethaten an kleinen Kindern, Hausthieren &c. fallen meistens (nach Brehm)

dem Steinadler zur Last. Die Frage, ob Stein- und Goldadler (*A. chrysaëtus*) identisch seien, ist noch nicht abgeschlossen. E. F. von Homeyer, den wol Niemand einen «Artsplitterer» nennen wird, führt im «Verzeichnis der Vögel Deutschlands» den Steinadler getrennt vom Goldadler an und nennt den ersteren *A. var. fulva*, den letzteren *A. chrysaëtus*. Im «Zool. Garten» p. 370 (1884) sagt derselbe, mit Recht als «Vater der Ornithologie» bezeichnete Autor: «Die in Wien auf dem Congress ausgestellte schöne Gruppe von Steinadlern (dem Grafen v. Dzieduszycki gehörig) kann nicht als Beweis, weder für, noch gegen zwei Arten betrachtet werden, denn die Form eines echten Goldadlers war nicht vertreten. Derselbe ist in den Gebirgen der österreichischen Monarchie, der Schweiz oder anderer südlicher Gegenden als Brutvogel noch niemals aufgefunden, mit einziger Ausnahme Griechenlands. In Lappland und auf dem Ural hingegen ist er wol allein, mit Ausschluss des Steinadlers, vorhanden. Ob Art oder klimatische Varietät, will ich hier nicht entscheiden, muss aber wiederholt bemerken, dass die Naumannsche Diagnose beider Arten nicht richtig.»

Die Untersuchung dieser Frage bildete eine der letzten ornithologischen Arbeiten des weiland Kronprinzen Rudolf von Oesterreich-Ungarn. Büchner sagt vom Steinadler: «Seltener Standvogel.» Auch der Goldadler kommt vor.

2. Der Schreiadler. *Aquila naevia*.

Das bussard-ähnliche Aussehen und Benehmen dieses Adlers wird in dieser Gegend durch das lettische «Puss-ehrglis» (Halbadler) sehr charakteristisch wiedergegeben. Eine wissenschaftlich exacte Untersuchung über *A. naevia* u. *clauca* — ein der Stein- und Goldadlerfrage sehr ähnliches Thema — ist hier nicht am Platze. Ich habe schon 1884 im «Zool. Garten» p. 253 bei flüchtiger Notirung der livländischen Adler den Schelladler übergangen. Doch bleibt solches «Todtschweigen» immerhin mehr bequem als wissenschaftlich förderlich. Homeyer erwiderte mir sofort p. 370 (ibid. 1884) Folgendes: «Es erscheint mir sehr wahrscheinlich, dass auch der Schelladler (*A. clauca*) in Livland horstet. Gewiss ist, dass derselbe in Ibenhorst (Ostpreussen) bisweilen nistend vorkommt. Ich möchte daher an die dortigen Jagdbesitzer die Bitte richten, darauf gütigst achten zu wollen.»

Im folgenden Jahre schrieb mir mein hochverehrter Freund (aus Stolp, d. 30. Oct. 85) u. a.: «Zunächst, was die Gruppe der Schreiadler betrifft, lege ich Ihnen einen Abdruck eines früheren

Artikels im «Cab. Journal» — für welches Journal ich übrigens seit einigen Jahren keinen Artikel mehr gebe — vor. Im Grossen und Ganzen mag Ihnen meine kleine Arbeit vielleicht ein Bild über diese Gruppe geben, doch bin ich gern bereit, brieflich zu ersetzen, was Ihnen in meiner Schrift zu fehlen scheint. Was die Brütelplätze des eigentlichen Schreiadlers anbelangt, so glaube ich, dass letzterer im östlichen Russland bisher noch nicht nachgewiesen ist. Der Clauga-Adler horstet jedoch bereits im östlichen Preussen, und ich möchte daher glauben, dass derselbe auch bei Ihnen vorkommt. Von dort geht er durch ganz Nordasien, ist auch häufig in Indien, aber, wie mir scheinen will, nur zur Winterszeit. Er hat längere Flügel und längeren Stoss als der Schreiadler und ist eine schlankere und edlere Erscheinung.

Als ich 1886 das Vergnügen hatte, einige genussreiche Stunden als Gast bei Homeyer in Stolp zu verbringen, konnte mir mein liebenswürdiger Gastfreund seine Clauga-Collection leider nicht vorlegen, da dieselbe bei Seite gepackt war. Sein Bedauern hierüber spricht Homeyer in einem Briefe mir gegenüber, wie folgt, aus: «Recht sehr bedauere ich, dass ich meine stattliche Reihenfolge von *A. clauga* und *naevia* nicht bereit gelegt hatte, und möchte ich dies gern einigermaßen ausgleichen, indem ich Ihnen einen *A. clauga* sende. Sie werden dann im Stande sein, zu beurtheilen, welche Art bei Ihnen vorkommt.»

So weit mein Correspondent, mit dem ich hoffentlich in diesem Sommer mündlich «etwas Ornithologie» werde treiben können, nachdem ich leider im vorigen Jahre auf meiner Reise trotz dringend-freundlichster Aufforderung den Abstecher nach Stolp nicht ausführen konnte.

Im oder am Horst habe ich nur Mäuse, Maulwürfe und undefinirbare, wahrscheinlich vom Aas herrührende Fleischfetzen gefunden, keinerlei Anzeichen von nützlichen Sängern oder Federvieh. Dass der Schreiadler gewöhnlich 2 Eier legt, ist richtig, wie ich dies ja schon 1884 im genannten Aufsätze des «Zool. Garten» hervorgehoben. Wenn aber behauptet wird, dass er «meist auf besonders hohen Nadelbäumen seinen Horst errichtet», so muss ich dem widersprechen. Ich habe den Horst meist nur in einer Höhe von ca. 12 Fuss gefunden, auf sogenannten «armleuchterartigen» Gräbchen und habe dieses im «Zool. Garten» im besagten Artikel betont. Dasselbe wurde mir auch von Homeyer (Zool. Garten» 1884, p. 370) vollkommen bestätigt, indem er sagte: «Auch ich

hatte den Schreiadler bisweilen in der Höhe von 12—15 Fuss horstend gefunden, nie an der Spitze des Baumes.»

Unter Neu-Karkell (Mittellivland) horstete ein *A. naevia*-Paar, und zwar, wenn ich mich recht entsinne, auf einer Birke. In Kurland scheint dieser kleine Adler sehr gemein zu sein: die Schussliste pro 1888 des Gutes Popen zeigt z. B. 40 Schreiadler, unter denen wir aber gewiss auch Nestjunge zu verstehen haben. — Büchner sagt vom Schreiadler: «Nicht selten im Gdowschen Kreise.» Vom Schreiadler heisst es daselbst, dass er, obschon selten, im St. Petersburger Gouvernement vorkommt. — Fischer («Zool. Garten» VII.) will den Königsadler, *Aquila imperialis*, im St. Petersburger Gouvernement beobachtet und bei Luga von 1865 bis 1869 zu je einem Exemplar erlegt haben. Die Möglichkeit, dass dieser «König der Vögel» auch die baltischen Provinzen besucht, ist demzufolge nicht ausgeschlossen. Und da auch Graf M., weiland Besitzer von Schloss-Mojahn, ein gründlicher Kenner der Vogelwelt, den Königs- oder Kaiseradler in Livland gesehen haben wollte, so möchte ich alle Interessenten auffordern, auf den stolzprächtigen, leicht zu diagnosirenden Vogel speciell zu achten und über ihn event. zu berichten! — — Der Schreiadler scheint von den grösseren Adlern neidlos geduldet zu werden. In Wohlfahrtslinde horsteten See- und Schreiadler ehemals nur einige hundert Schritte von einander. Wie spät der Schreiadler «schlafen geht», erfuhr ich im vorigen Frühling. Auf dem Waldschnepfen-Anstandestrich ein Schreiadler etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang über den neben mir postirten Buschwächter, der den verspäteten «Luftbummler» herabholte.

3. Der Seeadler. *Albicilla haliaëtus*.

Der Seeadler scheint in Livland noch nicht bedeutend abzunehmen. Auf Oesel nimmt er nach brieflicher Mittheilung von Sass sogar zu. Die Schussliste von Popen in Kurland weist pro 1888 4 Seeadler auf, ob incl. Nestjunge, weiss ich nicht. Den Horst habe ich nie auf Gräbhen, sondern nur auf Kiefern gesehen. Am livl. Ostseestrande, ich glaube unter Kürbis, befindet sich ein Seeadlerhorst auf einer Aspe (*Populus tremula*). In den «ornithologischen Briefen», herausgegeben von C. F. v. Homeyer, wird ein Seeadlerhorst auf dem Erdboden erwähnt; da die Adler mehrere Jahre hindurch am Baumhorste beunruhigt waren, wählten sie den Sand einer Ostseedüne als Brutplatz. In Neu-Karkell wurde am 28. Januar 1884 ein Seeadler mit dem Beile erschlagen, was ich dem «Zool.

Garten» (p. 253, 1884) mittheilte. Ein Bauer suchte «Strauchholz» im Walde, als plötzlich in einem Grähnendickicht vor seinen Füssen ein grosses, nicht gleich erkennbares, graues Thier sich in Bewegung setzt. Der Bauer schleudert, schnell entschlossen, seine Axt dem unbekanntem Flüchtlinge nach und trifft letzteren tödlich. Nun erst erkennt der Holzhauer, dass er einen Adler erschlagen, der im Dickicht am Entfalten der Schwingen verhindert oder durch Nahrungsmangel entkräftet war. Es war ein altes Weibchen, ein capitales Exemplar, das auch ausgestopft wurde. — Die Möglichkeit vollständiger Zähmbarkeit des *Haliaëtus albicilla* hat mein schon erwähnter Vetter H. v. Walter vollkommen bewiesen. Er schreibt mir, d. d. 13. Febr. c.: «Meinen Seeadler erhielt ich im Mai 1885, als er noch vollständig mit weissem Flaum bedeckt war, nur vereinzelte Federn traten erst aus' dem Flaum hervor. Anfangs zeigte er für nichts Weiteres Interesse als für gründliches Fressen, und wenn er seinen Appetit nicht befriedigen konnte, so belästigte er seine Umgebung durch fortwährendes Schreien. Da ich im Sommer mein gewöhnliches Wanderleben führte, so konnte ich mich erst im August mit seiner Erziehung befassen. Unterdessen war er sehr gross und stark geworden, da er aber nie geizt oder schlecht behandelt worden war, war er im Grunde ziemlich gutmüthig, und es geschah nur selten, dass er einen kräftigen Hieb mit den Fängen ausführte. Ich begann seine Erziehung, indem ich ihm einen Lederriemen um einen der Füsse legte, dann den Riemen ergriff und ihn zwang, auf meiner mit einem starken Fechthandschuh bedeckten Faust zu sitzen. Anfangs flog er fortwährend ab oder versuchte mir ins Gesicht zu fahren, doch nachdem ich ihn einige Tage lang 2—3 Stunden auf der Faust getragen und er sich ans Fressen auf derselben gewöhnt hatte, schien ihm das Umhergetragenwerden sehr angenehm, da er wol gemerkt hatte, dass dieses stets mit einigen Leckerbissen verknüpft sei, und kam mir bald von selbst auf die Faust gehüpft. Alsdann band ich an den Lederriemen eine lange, starke Schnur und gewöhnte den Adler auf immer grössere Distancen mir auf die Hand zu fliegen. So gewöhnte er sich derartig an mich, dass ich die Schnur ganz weglassen konnte, dass er meinen Pfiff und meine Stimme erkannte und mich unter Hunderten von Menschen herausfand, die mich oft umstanden, wenn ich ihn auf dem Domplatze in Dorpat fliegen liess. Wenn er auf meiner Faust sitzt, so liebkost er mich oft, indem er an meinem Gesicht, in meinen Haaren herumkrabbelt, meine

Augenlider aufhebt, an meinen Ohren zupft &c. Dabei ist er mit seinem gewaltigen Schnabel so vorsichtig, dass er mir niemals wehe gethan. Gegen alle übrigen Menschen ist er sehr boshaft, und wenn ihm Jemand zu nahe kommt, so fährt er wüthend auf ihn los. Als ich Dorpat verliess, musste ihm sein Futter in den Käfig durchs Gitter geworfen werden, denn selbst meinen Bruder, der ihn während meiner Abwesenheit füttert, lässt er nicht in den Käfig hinein. Obgleich ich im vorigen Jahre über 6 Monate nicht zu Hause gewesen war, so erkannte er mich doch und kam sofort auf meinen Arm geflogen. Wenn er ohne Flügelschlag durch die Luft gleitet, um sich dann plötzlich auf meinen Arm niederzulassen, so sieht er allerdings prachtvoll aus!»

Im St. Petersburger Gouvernement kommt der Seeadler als Brutvogel an zusagenden Stellen «nicht sehr selten» vor.

4. Der Fischadler. *Pandion haliaëtus*.

Für den grössten Theil der den Sedde-Fluss begleitenden Forsten passt auf diesen Vogel die Bezeichnung «ziemlich häufig» heute nicht mehr. — Sehr häufig ist er am Oberlaufe der livländischen Aa. Unter Friedrichshof (Kirchspiel Palzmar) beobachtete ich ihn «alljährlich» im Auerhahnbalzmoor. Im vorigen Frühling setzte sich ein «Blaufuss» mitten unter die zahlreichen balzenden Auerhähne; ich hätte ihn mit einiger Vorsicht gewiss erlegt, wollte jedoch die «Hähnen» nicht stören und wurde auch mit drei Auerhähnen als Morgenbeute belohnt. Die Hähne ignorirten den Adler vollständig!

Im St. Petersburger Gouvernement scheint er nicht angebroffen zu werden.

5. Der Schlangena dler. *Circaëtus gallicus*.

Auch dieser Adler ist von mir im «Zool. Garten» (1884, p. 253) ungenannt geblieben, ein «Zaudern» ist bei seiner Aufzählung jedenfalls begreiflich! Ich glaube ihn einmal hier unter Wohlfahrtslinde auf eine Schlange stossen und mit ihr im Schnabel davonfliegen gesehen zu haben. Im St. Petersburger Gouvernement soll er eine sehr seltene Erscheinung, doch Brutvogel sein.

II. Die Falken.

1. Der isländische Edelfalke. *Hierofalco candicans*.

Oesel ist vom neuesten Registrator der baltischen Raubvögel nicht genügend berücksichtigt worden. Wir haben schon gesehen, dass der Uhu dort fehlt, dass die Seeadler dort relativ

zahlreicher sind, und fügen nach v. Sars hier gleich hinzu, dass die Bussarde dort viel spärlicher vorhanden sind, als auf dem livländischen Festlande. Am meisten muss uns aber die Nachricht interessiren, dass der isländische Falke (*H. cand.*) fast in jedem Spätherbste Oesel berührt. Vor mehreren Jahren ist ein solcher Falke von Baron B. auf Haucküll erlegt worden. Ich zögere also nicht, diesen edelsten Repräsentanten der Falken in unsere Raubornis aufzunehmen. Ich thue dies mit demselben Rechte, mit welchem der berühmte Homeyer die Geier, den Wüstenbussard, die Steppenweihe, den Bienenfresser, die asiatische Kragentrappe, die Rothbrustgans u. v. a. in sein Verzeichnis der Vögel Deutschlands aufgenommen hat.

Auf Sermus (Kirchspiel Schujen in Livland) wurde vor vielen Jahren ein isländischer Edelfalke im Tellereisen gefangen, und seine «Fänge» mir zugeschickt.

2. Der Wanderfalke. *Falco peregrinus.*

Ich beobachtete einst einen Wanderfalken, der eine Nebelkrähe geschlagen hatte und der von einem grossen Schwarme klagender und scheltender Krähen gleich einem Uhu belagert wurde. Obgleich der ausgedehnte, wildreiche Tirel-Morast (in der Nähe von Walk) vortreffliches Brutterrain für den Wanderfalken abgiebt, habe ich seine Brutstelle kein Mal auffinden können, trotzdem ich mich allsommerlich daselbst der Hühnersuche widme.

3. Der Lerchenfalke. *Falco subbuteo.*

Auch mir scheint dieser schöne Vogel seit ca. 20 Jahren in Mittellivland seltener geworden zu sein.

4. Der Zwergfalke (Merlin). *Hypotriorchis aesalon.*

Aus dem altdeutschen «Schmirlin» ist heute «Merlin» geworden, der Zauberer der alt-britischen Sage, der Held der bedeutendsten, nachwagnerischen Oper! Da dieser Zwerg unter den Falken mit dem geheimnisvoll-fabelhaften Einsiedler ausser der Vorliebe für den Wald nichts gemein hat, so wollen wir den viel bezeichnenderen, von Homeyer auch bevorzugten Namen «Zwergfalke» beibehalten. — Wenn im Herbste die Moorschneehühner im Tirel sich verfärben, dann sieht man «Gesellschaftsjagden» auf dieses Wild, ausgeführt von ungefähr einem Dutzend «Schmirline», also von wenigstens zwei guten und getreuen Nachbarfamilien. Am 25. Juli n. St. 1888 wurde hier unter Wohlfahrtslinde am Rande des Tirel-Moores ein Horst des Zwergfalken gefunden, die «zwei einzigen» Eier ausgehoben und das Weibchen erlegt. Ich vermag

somit zu bestätigen, dass der Zwergfalke in Mittellivland brütet. Auch ich habe ihn im Winter gesehen; zweimal hat er hier Sperlinge ins Weinhaus verfolgt, und beide Male wurde der Räuber lebend gefangen.

5. Der Rothfussfalke. *Erythropus vespertinus*.

Ich erhielt ein Exemplar aus Orenburg. In Livland glaube ich ihn nur einmal und zwar im Winter fliegen gesehen zu haben. In den 60er Jahren fand seinen Horst im Tirel-Moor Herr E. von Walter, weiland Besitzer von Schloss-Ermes.

6. Der Thurmfalke. *Cerchmeis tinnunculus*.

Meinem Vetter, Adv. A. H., gelang es einst, am Ostseestrande diesem wenig scheuen Falken so nahe anzuschleichen, dass er ihn durch einen Steinwurf erbeuten konnte.

Ueber die Falken erübrigt noch zu sagen, dass sie fast alle zur Beizjagd im Mittelalter verwendet wurden, welcher Sport heute wiederum modern zu werden beginnt, z. B. in Russland, Irland &c.

Büchner sagt vom Wanderfalken: «ziemlich häufig», vom Lerchenfalken: «im gdowschen Kreise seltener Brutvogel, im Kreise von Nowaja-Ladoga sehr häufig», vom Zwergfalken: «ziemlich seltener Brutvogel», vom Rothfuss: «keine seltene Erscheinung im ganzen St. Petersburger Gouvernement», vom Thurmfalken: «häufiger Brutvogel im ganzen Gebiete».

III. Die Habichte.

1. Der Hühnerhabicht. *Astur palumbarius*.

Unter Wohlfahrtslinde horstet ein Hühnerhabichtpaar auf einer Birke, und auch unter Osthof (am Burtneck-See) wurde ein Palumbarius-Nest auf dem nämlichen Laubbaum entdeckt. Diese befiederten Raubritter nehmen auch alte Bussardnester in Beschlag, ja sogar, wie ich gesehen habe, den verlassenen Bau des Schreiadlers! Sonst schon gewitzigte Habichte kann man in Begleitung eines hellen Hühnerhundes, auf den das Weibchen besonders stösst, am Horste zu Schuss bekommen. Ein und derselbe Horst wird im Laufe der Zeit von verschiedenen Gattungen bewohnt, daher ist möglichste Schonung der Niststätten anzuempfehlen, damit nicht, behufs Brutvertilgung, neue Horste gesucht zu werden brauchen. Ich möchte nicht annehmen, dass der Palumbarius trotz seiner frechen Gier sich an alte Auerhähne wagt. Mitten im Wohlfahrtslindeschen Auerhahnbalz-Revier befindet sich ein alljährlich bewohnter Palumbariushorst. Die 3—7 Hähne balzen jedoch unbekümmert

um das Lockgekreisch ihrer Feinde, und haben offenbar aus Erfahrung keine Ursache, den oft gesehenen und gehörten Raubvogel zu fürchten.

Im St. Petersburger Gouvernement ist *Astur palumbarius* laut Büchner «gemeiner Standvogel im ganzen Gebiete».

2. Der Sperber. *Accipiter nisus*.

Lettisch in dieser Gegend: *Wschja*, nicht *Wschja wannags*, d. h. Windhabicht; auch *majais mištu wannags*, d. h. kleiner Hühnerhabicht; letzteres sehr charakteristisch. Im vorigen Sommer brütete ein Sperberpaar abnorm spät: am 15. Juli n. St. wurden hier unter Wohlfahrtslinde in einem solchen Neste vier Eier gefunden, und das Männchen erlegt. Drei Tage später waren die Jungen ausgeschlüpft, und zu meiner grössten Ueberraschung hatte die kinderreiche Wittwe schon einen neuen Gatten gefunden. Eines der Sperberkinder wurde in dem auf einer niedrigen Moorfichte befindlichen Neste todt gefunden, und zwar durch Ameisen (*F. rufa*) umgebracht, deren mörderische Thätigkeit ich ehemals an Haselküchlein zu beobachten Gelegenheit fand. — Auch wenn die Jungen sich schon in den Lüften tummeln, werden sie von den Alten bewacht. Einmal schoss ich aus der Luft einen Jungsperber, der sich mit seinen Geschwistern einen «Ausflug» vergönnte. Zugleich mit dem Herunterfallenden stiess auch Madame Sperber herab und setzte sich neben dem sterbenden Kinde vor mir nieder.

Ende März 1885 berichtete mir mein Vetter Baron Sass aus Arensburg über ein seltenes Vorkommnis, dem zufolge ein Raubvogel in der Noth zum Vegetarianer wird. Er schrieb mir: «Vor Kurzem wurde bei mir im Keller ein Sperber gefangen, ich stopfte ihn aus, und als ich beim Abbalgen an den Kropf gelangte, fand ich, dass derselbe zum Platzen mit Beetenstückchen (rothe Rüben) angefüllt war. Der Magen war leer!»

Der Sperber hatte offenbar, von nagendem Hunger gepeinigt, sich durch einen flüchtenden Spatzen verleiten lassen, durch das Kellerfenster einzudringen, und fand nun plötzlich ein mit Gemüse besetztes «Tischchen deck' dich». Diesem Menu konnte sein Appetit nicht widerstehen, oder hatte er in der Fressgier die rothen Rüben für Fleischstückchen gehalten?

Die Schussliste von Popen zeigt pro 1887 66 Sperber, pro 1888 67 Stück. Büchner sagt: «Der Sperber ist einer der gemeinsten Raubvögel unseres Gouvernements!»

IV. Bussarde.

1. Der Mäusebussard. *Buteo vulgaris*.

Lettisch hier: «Pjuffš», womit der zweisilbige Lockruf nachgeahmt werden soll. Mein Onkel Eduard Baron Kruedener, weiland Besitzer von Metzküll (bei Rujen), befreite einst eine alte Auerhenne von ihrem Verfolger-Bussard.

2. ad Wespenbussard. *Pernis apivorus*.

In Mitteldeutschland scheint mir dieser Bussard der häufigste Repräsentant der Species zu sein. Den Wespenbussard beim Insectenfange zu beobachten, hat mich im höchsten Grade interessirt. Dicht über dem hohen Wiesengras schwebend, schaukelt er wie ein grosser Schmetterling höchst graziös hin und her und hascht nach Kerbthieren.

Die Bussarde sind wenig scheu. — Die beiden hier genannten kommen zahlreich im St. Petersburger Gouvernement vor.

V. Die Weißen. *Circus*.1. Die Sumpfwaihe (Rohrweihe). *Circus aeruginosus*.

Als neuen Beleg für die schier unbegreifliche Lebenszähigkeit der Raubvögel erzähle ich Folgendes: Ich schoss einmal mit der Büchskugel Kal. 16 von hinten auf eine Sumpfwaihe. Nach dem Schuss flog sie scheinbar gesund ab, und schon glaubte ich gefehlt zu haben, als der Vogel herabfiel, dann aber noch laufend zu entkommen versuchte. Beim Aufheben fand ich die Weihe der Länge nach durchhöhlt, da die Kugel an der Brust hinausgefahren war.

Im St. Petersburger Gouvernement ist *circus aeruginosus* «sehr selten».

2. Die Wiesenweihe. *Circus cineraceus*.

Ich glaube die Wiesenweihe einmal unter Friedrichshof gesehen zu haben. — Die prairieartig zusammenhängenden, wildreichen Moorwiesen am mittleren Laufe des Sedda-Flusses — zwischen Walk und Wohlfahrtslinde — bieten ein Dorado für die Weißen, werden aber glücklicherweise nicht oft von diesen Eierdieben heimgesucht.

3. Die Kornweihe. *Circus cyaneus*.

Die Kornweihe soll gern im Sommergetreide, speciell im Hafer, nisten, doch habe ich ihren Nistplatz nicht auffinden können.

VI. Die Milane. *Milvus*.1. Der rothe Milan. *Milvus regalis*.

Der rothe Milan kommt nicht nur «südlich von der Düna

vor», wie Herr v. L. (p. 715) sagt, sondern auch im nordwestlichen Livland.

Herr E. v. Middendorff-Hellenorm hatte s. Z. die Freundlichkeit, mir mitzuthemen, dass 1874 unter A u d e r n ein Königsmilan erlegt worden sei. Und mein Vetter Baron Sass schrieb mir s. Z.: «Am 24. Juli 1884 schoss ich am Strande bei Audern einen rothen Milan (*Milvus regalis*). Ich hatte zwei Exemplare dieser Gattung schon drei Tage vorher jagend dort kreisen gesehen. Als ich das eine erlegt hatte, kam das andere hinzugestrichen, kreiste in der Nähe des gefallenen, jedoch ausser Schussweite, dann suchte es eiligst das Weite auf Nimmerwiedersehen.»

Die Jahreszeit und das Benehmen der Vögel deutet auf ein B r u t p a a r hin. Das erlegte Exemplar befindet sich ausgestopft in der Sammlung des auch ornithologisch höchst gebildeten Wirthschaftsinspectors Hoffmann auf dem genannten Gute.

2. D e r s c h w a r z b r a u n e M i l a n. *Milvus ater*.

Harry v. Walter will ihn einmal unter Schloss-Luhde bei Walk fliegen gesehen haben. Ich selbst kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, ihn hier gesehen zu haben.

Die Schussliste von Popen in Kurland weist pro 1887 7 Gabelweihen auf, pro 1888 4 Stück; welcher Milan hier vorliegt, ist nicht deutlich zu ersehen.

Zum Schlusse möchte ich die Aufmerksamkeit der Herren Beobachter auf die Steppenweihe (*Circus pallidus*) und den Wüstenbussard (*Buteo desertorum*) hinlenken, welche in Deutschland nach v. Riesenthal häufiger vorkommen, als man glaubt. Ein Verfliegen hierher, besonders nach Kur- und Südlivland, scheint nicht unmöglich! — — —

Die E u l e n , ausser dem Uhu, und die B u s s a r d e theilen mit den Spechten, Sperlingen, Störchen, Bauracken u. a. das Schicksal, dass «ihr Charakterbild in der Geschichte schwankt». Ich meinestheils halte die Bussarde für weniger nützlich als die Eulen, da letztere als Nachtrüber bessere Gelegenheit finden, dem Mäusefange mit Erfolg obzuliegen. Wir wollen Eulen und Bussarde — auch Schreiadler — nicht schonen, aber auch nicht systematisch verfolgen; bei zufälligem Rencontre freilich kein «pardon»! Mit den Falken aber — ausgenommen den Rothfuss und Thurm Falken — und mit den Hühnerhabichten und Sperbern, mit den grösseren

Adlern wollen wir nie paktiren. Es ist, als ob das Benehmen der schädlichen Raubvögel dem Menschen gegenüber sie schon verurtheilt. Diese «bösen Geistern» gleichen, rastlos-unstäten, scheuen Luft- räuber tragen gleichsam das Kainszeichen des schlechten Gewissens an sich. Oder sollte vielleicht durch die ewige Fehde, die der Mensch diesen «vogelfreien» Stegreifrittern zugeschworen, ihrem Charakter nach dem Gesetze der Vererbung der misanthropische Stempel aufgeprägt worden sein? Genug, wir können es wenigstens verstehen, wenn eine phantastische Natur, wie diejenige Michelets, in dem mehr poetischen, als ornithologisch unantastbaren Buche «*L'oiseau*» (p. 164) sich zu folgender Gefühlsäusserung hinreissen lässt:

«Les impressions ne sont guère moins pénibles, quand on voit dans nos galeries les séries interminables des oiseaux de mort, brigands de jour et de nuit, masques effrayants d'oiseaux, fantômes qui terrifient le jour même. On est tristement affecté d'observer leurs armes cruelles, je ne dis pas ces becs terribles qui peuvent d'un coup donner la mort, mais ces griffes, ces serres aiguës, ces instruments de torture qui fixent la proie frémissante, prolongent les dernières angoisses et l'agonie de la douleur. Ah, notre globe est un monde barbare, je veux dire jeune encore, monde d'ébauche et d'essai, livré aux cruelles servitudes. La nuit! la faim! la mort! la peur! La mort, on la prendrait encore, notre âme contient assez de foi et d'espérance pour l'accepter comme un passage, un degré d'initiation, une porte aux mondes meilleurs. Mais la douleur! Hélas! était-il donc si utile de la prodiguer?»

Wohlfahrtslinde, April 1889.

A. Baron Krüdener.





Zur Geschichte der Arealvermessung und der Bevölkerungsstatistik Livlands¹.

I.

Nicht nur für den Staatsmann und für den Nationalökonom ist es von hervorragender Bedeutung, über die Arealgröße und die Volksmenge des Landes, dem er angehört, Kenntnis zu besitzen, sondern indem das Verhältnis dieser beiden Factoren zu einander eines der Hauptmomente ist, die der gesammten socialen und wirthschaftlichen Physiognomie eines Landes ihren Stempel aufdrücken, darf es auch auf allgemeineres Interesse rechnen.

Die reichhaltige statistische Literatur, welche Livland in den letzten Jahrzehnten, besonders dank der Uermüdlichkeit Fr. von Jung-Stillings, sich hat entwickeln sehen, giebt auch über diese Frage nähere Auskunft. In historisch-kritischem Sinne werden nachstehende Blätter sich mit derselben beschäftigen, indem sie es versuchen, einen Rückblick auf den Werdegang zu werfen, den die Ermittlung des Areals und der jeweiligen Bevölkerung unserer Heimat genommen hat.

Die Bestimmung des Areals eines Landes gründet sich auf kartographische Arbeiten, diese aber, wofern sie auf Exactheit Anspruch erheben, gehen zurück auf die Arbeit des Astronomen.

¹ Unter der Abkürzung «Hup. Top.» sind A. W. Hupels Topographische Nachrichten von Lief- und Ebstland, 3 Bände, Riga 1774, 1777, 1782; unter der Abkürzung «Hup. Statth.» A. W. Hupels Gegenwärtige Verfassung der rigischen und der revalschen Statthalterschaft, Riga 1789, zu verstehen.

Daher der geringe Werth der älteren Karten, deren es eine grosse Anzahl — die ältesten, welche Livland darstellen, gehören dem 16. Jahrhundert an — giebt¹. Es fehlte ihnen die Basis der Astronomie.

Astronomisch bestimmt wurde die Lage der Orte Dünamünde, Riga, Dorpat, Fellin und Pernau durch den Ingenieur, Generalmajor Sigmund Sege v. Laurenberg († 1788). Die Kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und Graf Mellin besorgten die Berechnung anderer Punkte, unter denen sich die übrigen Kreisstädte des Festlandes und Arensburg befanden². — Weitere astronomische Arbeiten verdanken wir dem Oberlehrer am dörptschen Gymnasium Friedrich Knorre, von dem uns ein i. d. J. 1795—1805 geführtes Tagebuch erhalten ist. Bei seinen Bemühungen, die geographische Lage Dorpats zu bestimmen, musste sich Knorre bis 1798 ohne alle Instrumente behelfen. Es gelang ihm, wenn auch nicht ohne Fehler, die geographische Lage Livlands zu bestimmen. Eine Veröffentlichung haben seine Arbeiten nicht erfahren³.

¹ Ein ausführliches Verzeichniss der Karten Livlands bringt Winkelmann, *Bibl. Liv. hist.*, 2. Auflage, Berlin 1878, p. 42 ff. Vgl. ferner Hup. *Top.* I, p. 35 ff.; O. v. Huhn, *Topographisch-statistische Beiträge des Gouv. Livland im Allgemeinen*, 1. Band, Riga 1823, wo auf p. 1—13 eine «Chronologische Uebersicht der von 1508 bis itzt erschienenen Landkarten von Livland» gegeben ist. (Das Werk ist Manuscript und befindet sich im Besitze der Bibliothek der livl. Ritterschaft.) — Die erste relativ zuverlässigere Karte Livlands stammt von J. F. Schmidt, der sie als Adjunct der Kais. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg auf Veranlassung dieser letzteren i. J. 1772 entwarf. Von den vorher erschienenen Karten sagt schon ein Autor des vorigen Jahrhunderts (W. Chr. Friebe), sie seien «alle voll Fehler und nicht der Anzeige werth». Die Schmidtsche Karte hat nachher durch Hupel in der seinen topographischen Nachrichten einverleibten Karte eine Verbesserung erfahren. Besondere Erwähnung verdient der bekannte Graf Mellinsche Atlas von Livland, der i. d. J. 1791—1798 zum Theil aus Beiträgen der Prediger zusammengetragen wurde, ferner die Karte von Güssefeld 1805, die sich auf astronomische Ortsbestimmungen und die neuesten Specialkarten der Kreise stützte. Vgl. Dr. K. Rathlef, *Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse von Liv-, Est- und Kurland*, Reval, 1852, p. 13, 14.

² W. Chr. Friebe, *Physisch-ökonomisch' und statistische Bemerkungen von Lief- und Ehistland*, Riga 1794, p. 6, 7.

³ Mädler, *Die ersten Anfänge der Astronomie in Dorpat*. Inland 1856, Nr. 2. Ф. Веймарнъ, *Матеріалы для географіи и статистики Россіи, собранные офицерами генеральнаго штаба. Лифляндская губернія*. С. П. Б. 1864. p. 29. Nach dem oben Gesagten erscheint es nicht richtig, wenn Mädler und Weimarn den Ruhm der ersten astronomischen Arbeiten in Livland dem Oberlehrer Knorre vindiciren.

Nachdem i. d. J. 1807—1810 der Bau einer Sternwarte in Dorpat ausgeführt worden, war es der berühmte Astronom F. G. W. v. S t r u v e, der auf dem Gebiete der Polhöhenbestimmung epochemachend wirkte. Auf Veranlassung der Kais. livl. ökonomischen Societät, in der Moritz v. Engelhardt, Prof. der Mineralogie in Dorpat, den Wunsch angeregt hatte, eine neue Karte von Livland zu besitzen, nahm Struve i. d. J. 1816—1819 eine astronomisch-trigonometrische Vermessung Livlands vor, deren Kosten die Societät trug¹. Die Resultate seiner dreijährigen Thätigkeit, welche in der auf Dreiecksmessungen gestützten, astronomischen Fixirung von 325 — zum Theil in Estland gelegenen — Punkten und in der Höhenbestimmung von 232 Punkten bestanden, sind in seinem Werke «Resultate der in den Jahren 1816 bis 1819 ausgeführten astronomisch-trigonometrischen Vermessung Livlands», St. Petersburg 1844 (aus den Mém. de l'Acad. Imp. des sciences de St. Pét., Sc. math. T. VI besonders abgedruckt) niedergelegt worden.

Hierdurch war die für eine genaue Karte Livlands unentbehrliche Grundlage geschaffen. Für die topographische Ausgestaltung derselben boten die bereits vorhandenen ökonomischen Vermessungen fast aller Landgrundstücke eine vorzügliche Handhabe. Durch diese Gutskarten, deren Verjüngung mit Hilfe eines vom Akademiker Dr. Parrot erfundenen Pantographen oder Storchnabels geschah, unterstützt, führte C. G. R ü c k e r i. d. J. 1819—1839 die grosse Arbeit aus, deren Ergebnis uns in seiner «Specialkarte von Livland» vorliegt. Der Massstab derselben ist $\frac{1}{154275}$ der Natur (1 russisch-englischer Zoll = $4,3875$ Werst)².

Die zweite Karte, welcher der Vorzug strenger Exactheit zukommt, wurde vom Generallieutenant S c h u b e r t in Anlehnung an alle neueren astronomisch-trigonometrischen Vermessungen und mit allen Hilfsmitteln des topographischen Depots, dessen Director Schubert war, i. d. J. 1828—1839 verfertigt. Unter dem Titel «Specialkarte des westlichen Theils des russischen Reichs» im Massstabe von $\frac{1}{420000}$ (1 Zoll = 10 Werst) erschienen, stellt sie die 37 westlichen Gouvernements des russischen Reiches dar³.

¹ Rathlef, a. a. O. p. 6.

² C. G. R ü c k e r, Zur Geschichte der Bearbeitung der Specialkarte von Livland. Inland 1840, Nr. 12. Dieser Artikel orientirt eingehender über das Zustandekommen der Karte, die aus gegen 2000 verjüngten Gutskarten zusammengetragen werden musste. Vgl. Struve, a. a. O. p. 1—3.

³ Der Titel trägt das Jahr 1832, der Zeitpunkt ihrer endgiltigen Voll-

Eine dritte für die Arealberechnung geeignete Karte wurde auf Grund der militär-topographischen Aufnahme Livlands, welche, nachdem der Oberst Lemm 13 Punkte in Livland astronomisch bestimmt hatte, unter Leitung des Generals Stiernskantz ins Werk gesetzt wurde, entworfen. Der Massstab dieser «militär-topographischen Karte» ist $\frac{1}{42000}$ (1 Zoll = 1 Werst), der einer anderen, auf demselben Material fussenden $\frac{1}{126000}$ (1 Zoll = 3 Werst)¹.

Endlich ist die «Spezialkarte des europäischen Russlands» in Erwähnung zu bringen, die unter Redaction des Generalmajors Strelbitsky vom militär-topographischen Bureau des russischen Generalstabes herausgegeben wurde. Sie gründet sich auf 25000 astronomisch bestimmte Punkte und ist mit Hilfe einer Menge topographischer Daten, administrativer Angaben und anderer kartographischer Handhaben im Massstabe von $\frac{1}{420000}$ (1 Zoll = 10 Werst) ausgeführt worden².

Die genannten Karten haben verschiedenen Arealberechnungen Livlands als Basis gedient. Bevor wir Methoden und Resultate derselben betrachten, ist ein Blick auf die in früherer, so exacten Materials noch entbehrender Zeit angestellten Vermessungen geboten.

Die alten Hakenberechnungen, wie sie schon in polnischer Zeit unter Sigismund August, nachher in schwedischer zum Zwecke der von Karl XI. beabsichtigten Güterreduction, endlich wieder in

endung aber ist das J. 1844, in welchem die letzten Berichtigungen eingetragen wurden. Vgl. F. G. W. Struve, Ueber den Flächeninhalt der 37 westlicheren Gouvernements und Provinzen des europäischen Russlands (Bull. de la classe phys.-math. de l'Acad. Imp. d. Sc. d. St. Pétersbourg. Tome IV, Nr. 22-24. Sp. 339). P. v. Köppen, Ueber die Dichtigkeit der Bevölkerung in den Provinzen des europäischen Russlands (Bulletin de la classe hist.-phil. &c. Tome III, Nr. 1, 2. Sp. 1. 2. a. Anm. 1); daselbst eine nähere Beschreibung der Schubertschen Karte.

¹ Веймаръ, a. a. O. p. 31. Leider findet sich hier keine genaue Angabe der Entstehungszeit. Die Aufnahme wurde Anfang der 60er Jahre beendet, und wahrscheinlich also in der zweiten Hälfte desselben Jahrzehnts die Karte von Livland ausgeführt.

Erwähnt sei, dass unter Leitung der Generale Reinecke und Wrangel inzwischen eine Aufnahme der Ostseeküsten nebst den vorliegenden Inseln erfolgt war, deren Vollendung indessen durch den Krimkrieg verzögert wurde. Rathlef, a. a. O. p. 7. Wendt, Ein Wort über die Statistik Livlands, Inland 1855, Nr. 34, Sp. 536.

² Strelbitsky, Superficie de l'Europe, St. Pétersbourg 1882. p. 24. Sie ist nach Strelbitskys Angabe die erste Karte, die in so grossem Massstabe eine so ungeheure Fläche (etwa $\frac{2}{3}$ Europas) darstellt.

unserem Jahrhundert behufs Regulirung der wackebuchmässigen Bauerleistungen stattfanden¹, vermögen für unsere Zwecke nur wenig zu bieten, nicht nur, weil die Einschätzung nach Haken, Thalern und Groschen das steuerfreie Hofslaud unberücksichtigt liess, sondern besonders in Anbetracht dessen, dass der Haken ein «die Quantität zugleich mit der Qualität des Bodens berücksichtigender idealer Massstab», gleichsam ein abstractes Werthmass, wenn auch nicht von Anbeginn war, so doch bereits früh wurde.

Dagegen ist ein in der Geschichte der Flächenbestimmung Livlands wichtiges Ereignis die Grenzregulirung und Landmessung, die unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. in Anlass der am 29. Oct. 1783 eingeführten Statthalterschaftsverfassung und neuen Kreiseintheilung stattfand. Einer besonderen Commission fiel hierbei die Aufgabe zu, die Gouvernementsgrenzen zu berichtigen, während dieses in Bezug auf die Grenzen der einzelnen Kreise durch die Kreisrevisoren unter Hinzuziehung der Kreismarschälle und der Kreisgerichte geschah. Die Resultate wurden unverzüglich zum Entwerfe von Karten verwerthet². Der Kreislandmesser, denen ausserdem die Grenzregulirung der Kronsgüter oblag, konnten sich gegen Entgelt auch Privatgrundeigenthümer behufs Feststellung ihrer Besitzlichkeiten bedienen. Ja, es sollte — wie 1787 und 1788 angekündigt wurde — eine Vermessung aller einzelnen Grundstücke nach Dessätinen stattfinden, wobei Behörden und Adel von der Landmesser-Expedition des Senats beauftragt worden waren, den russischen Landmessern an die Hand zu gehen³.

Durch diese revisorischen Arbeiten stand nunmehr der Umfang der einzelnen Kreise genau fest. Sie bilden daher auch den Stützpunkt für die Grössenangaben, denen wir bei den älteren livländischen Statistikern begegnen. So entnimmt H u p e l (Statth.) den Resultaten der unter Katharina II. vollzogenen Messung nachstehende Angaben über den Flächeninhalt der seit 1783 bestehenden neun Kreise:

¹ H a g e m e i s t e r, Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands, Riga 1836, Einleitung.

² Diese Kreisgrenzkarten scheinen sich übrigens nicht durch grosse Genauigkeit ausgezeichnet zu haben; von Rücker (a. a. O.), der sie nachmals beim Entwerfe seiner Karte zu Rathe zog, werden sie sehr abfällig beurtheilt. Die Kirchspielsgrenzen waren auf denselben nicht verzeichnet.

Auch im Mellinschen Atlas erhielt jeder Kreis eine besondere Karte.

³ Diese Angaben finden sich in H u p. Statth. p. 124—126.

Riga	5201	□	Werst	
Wolmar	4153 ^{5/6}		«	
Wenden	4850 ₆		«	
Walk	4438		«	
Werro	3512		«	
Dorpat	4082 ^{132/324}	«		(ohne die im Peipus gelegene Insel Porka, deren Grösse nach Hupel 7 ^{32/324} □ W. beträgt.)
Fellin	3545 ^{3/4}	«		
Pernau	4735 ^{25/81}	«		(mit den zum Pernauschen Kreise gehörenden Inseln Kühnö, Sorkholm und Mania.)
Summa	34518 ^{1457/1620}	□	Werst.	

Die den öselschen Kreis bildenden Inseln waren i. J. 1789, als Hupel vorstehende Zahlen der Oeffentlichkeit übergab, noch nicht übermessen worden. In Anlehnung an eine «revisorische Vermuthung» schätzte Hupel den Flächeninhalt des öselschen Kreises auf 5900 □ W., was ihm jedoch mit Recht zu hoch gegriffen erschien¹. Für das Gesamtareal Livlands ergäbe sich nach dieser Berechnung eine Grösse von 40418^{1457/1620} □ Werst^{2 3}.

¹ H u p. Statth. p. 540.

² In obigen Zahlen sind die Flächen der beiden grossen Seen Livlands, des Peipus und des Wirzjerw, nicht einbegriffen; nur hinsichtlich des werroschen Kreises vermag Hupel nicht anzugeben, ob das zu ihm gehörige Stück des Peipus in der Zahl 3512 □ Werst enthalten sei.

Nach den revisorischen Angaben beläuft sich Livlands Antheil am Peipus auf 678 □ Werst (H u p. Statth. p. 193, B i e n e n s t a m m, Geographischer Abriss der drei deutschen Ostseeprovinzen Russlands, Riga 1826, p. 135), der Wirzjerw aber umfasst nach derselben Quelle 184 □ W. (H u p. Statth. p. 194), während F r i e b e (a. a. O. p. 31) seinen Flächeninhalt auf 209 □ W. berechnete.

³ Es würde ermüdend sein, auf die Differenzen in den einzelnen Angaben der älteren Autoren näher einzugehen. Folgendes mag in dieser Beziehung genügen. B ü s c h i n g (Neue Erdbeschreibung, I. Thl., 1. Bd., 7. Aufl. Hamburg 1777, p. 712) veranschlagte das Gesamtareal Livlands auf rund 1000 □ Meilen, was (unter Zugrundelegung des Clarkschen Verhältnisses von 0,02063 □ Meile = 1 □ Werst) 48473,00 □ Werst ergibt. — Die nach Hupel angeführten Zahlen bringen mehrere Autoren am Ende des vorigen und Anfang unseres Jahrhunderts; in abgerundeter Form treten sie uns auch bei F r i e b e (a. a. O.) und bei B r o t z e (Livland am Ende des 18. Jahrhunderts, Manuscript im Besitze der rig. Stadtbibl.) entgegen. — Wahrscheinlich hängt es mit der neuen Landesvermessung zusammen, die bekanntlich in Folge der Bauerverordnung von 1804 von der sog. «Messungs-Revisions-Commission» i. d. J. 1809—23 vollzogen wurde (jedoch «keineswegs auf rationellem Wege», vgl. W e n d t, a. a. O.), dass im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts einige Statistiker andere Daten über die Kreisareale bringen. So giebt B i e n e n s t a m m (a. a. O.), abweichend von Hupel, die Grösse des dörptschen Kreises auf 5165^{1/3}, die des fellinschen auf 3365^{1/3}, des pernauschen auf 3840 □ W. an. Aus derselben Quelle — welche es gewesen, giebt der Autor nicht an — scheint C. G o l d h a m m e r (Ueber

Eine Kritik dieser Zahlen können wir füglich unterlassen; sie ergibt sich von selbst aus dem Vergleiche mit den weiter unten mitzutheilenden Ergebnissen neuerer, exacter Ermittlungen. Im Ganzen ist es verwunderlich, dass die Differenz zwischen jenen dem vorigen Jahrhunderte entstammenden Daten und den auf ganz anderem Wege gefundenen unserer Zeit keine grössere ist. Nur was den öselschen Kreis anlangt, springt uns ein starker Contrast in die Augen, was indessen um so begreiflicher ist, als die diesbezüglichen Angaben Hupels und der ihm folgenden Statistiker auf Hypothesen beruhen. Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, dass sie schon i. J. 1836, also vor H u e c k s (in Anm. 3 S. 155 mitgetheilte) Angabe durch Buxhöwden eine Berichtigung erfuhren, die der Wahrheit bedeutend näher kam. Buxhöwden gewann für den Flächeninhalt der «Provinz Oesel» die Zahl von 2250 □Werst, und zwar auf folgendem Wege¹: das livländische Festland enthielte 7992 Haken; da seine Grösse 34524 □Werst betrage, so kämen $4\frac{1}{2}$ □W. auf jeden livländischen Haken; demzufolge aber sei die Provinz Oesel, da sie 500 Haken enthalte, 2250 □W. gross. So finden wir doch auch die Hakenberechnung für den Zweck der Arealermittelung nutzbar gemacht.

Wir wenden uns nunmehr zu den Arealberechnungen, welche sich auf die oben genannten, zuverlässigen Karten gründen. Vier Methoden stehen — so viel dem Verfasser bekannt — für den Zweck der Arealbestimmung nach Landkarten zu Gebote: Wägung, Auszählung nach durchsichtigen Quadraten, geometrische Berechnung und Anwendung des Planimeters².

Die Resultate, welche durch Vergleichung des vermittelt einer genauen chemischen Waage bestimmten Gewichts der Kartenausschnitte, welche die zu berechnenden Flächen darstellen, mit dem Gewichte einer papierenen, kartographischen Masseinheit gewonnen werden, dürfen sich, wie kaum der Erwähnung bedarf, keiner

die Bevölkerung Livlands, Inland 1836, Nr. 6. 8.) geschöpft zu haben. Hingegen entlehnt H u e c k (Darstellung der landwirthsch. Verhältnisse in Esth-, Liv- und Kurland. Leipzig 1845, p. 4) seine Daten einer i. J. 1840 von Rücker an dessen eigener Karte ausgeführten Vermessung (siehe unten p. 158, 159). Oesel giebt Hueck auf 2468 □Werst an.

¹ Inland 1836, Nr. 15.

² Schweizer, Arealbestimmung des Kaiserreichs Russland, mit Ausnahme von Finnland und Polen (Aus dem Bull. hist.-phil., T. XVI, Nr. 24—27, 30—36), St. Pet. 1859. p. 14, 35.

grossen Zuverlässigkeit erfreuen. Sowol das Ausschneiden der zu messenden Landestheile aus der Karte, wie die Operation des Wägens, wie endlich auch die verschiedene Dichtigkeit des Papiers können hier zu Fehlerquellen werden. Daher ist diese Methode in neuerer Zeit, wie es scheint, nicht mehr angewandt worden.

Die Auszählung nach durchsichtigen Quadraten geschieht mittelst der sog. Palette. Es ist dies eine Platte von feinem Glase, auf die nach einem bestimmten Massstabe Quadrate aufgetragen sind, deren Grösse sich nach der geographischen Breite des zu ermittelnden Areals richtet¹. Wo es sich um Ausmessung kleiner Flächen, besonders kleinerer Inseln und Seen handelt, kommt dieser verhältnismässig einfache Modus häufig zur Verwendung, wie solches auch an Gutskarten und sonstigen Plänen meist zu geschehen pflegt.

Complicirter ist das sog. geometrische Verfahren, das in Folgendem besteht. Die Karte wird zunächst in eine Reihe möglichst schmäler, etwa 5 Minuten breiter Zonen zerlegt, die wiederum von den Meridianen in Theile zerschnitten werden. Sodann werden die zwischen den einzelnen Parallelkreisen liegenden, curvenförmigen Grenzlinien der zu messenden Flächen dergestalt durch gerade Linien ersetzt, dass die positiven, d. h. mitzuberechnenden, aber ausgeschiedenen Flächen den negativen, d. h. durch jene Linien hinzugezogenen, obgleich eigentlich nicht in Betracht kommenden Theilen möglichst gleich sind (sog. «Ausgleichen der Grenzen»). Durch diese Operation ist das Areal, dessen Grösse bestimmt werden soll, in eine Anzahl von Trapezen und Dreiecken, welche letztere in der Regel die Höhe der Trapeze haben, sowie endlich in Stücke, die durch je 2 Parallelkreise und 2 Meridiane begrenzt werden, zergliedert. Der Flächenraum letzterer Figuren lässt sich nun direct vermöge dazu angefertigter Tabellen, welche die fünfstelligen Logarithmen der Länge einer Minute des Meridians und einer Minute des Parallelkreises, und solcher, die den Flächeninhalt des 360. Theils einer Zone vom Aequator bis zu einer bestimmten Polhöhe (φ) angeben, genau feststellen. Bei den Trapezen und Dreiecken

¹ Стральбицкий, Исчисление поверхности Росс. Имп. въ общемъ ея составъ въ царствованіе Императора Александра III. и смежныхъ съ Россією Азіатскихъ Государствъ. С. П. Б. 1889. р. 27. — Schweizer, Ueber die bei der Berechnung des Flächeninhalts der westlichen Gouvernements des russischen Reiches angewandten Methoden (Bull. de la cl. phys.-math. de l'Acad. &c., Tom IV. 1845. Sp. 358 ff.).

dagegen ist eine besondere Messung (etwa mit Hilfe eines metallenen prismatischen Massstabes) und Berechnung erforderlich¹.

Das vorzüglichste, in den letzten Decennien fast ausschliesslich zur Anwendung gelangte Hilfsmittel für die Arealberechnung nach Karten ist das Polar-Planimeter. Das beste Instrument dieser Art verdanken wir Prof. J. A m s l e r in Schaffhausen, der es i. J. 1855 erfand, in demselben Jahre in Paris patentiren liess und 1857 von der Industriausstellung in Bern eine goldene Medaille dafür erhielt. Es sieht einem Zirkel ähnlich und ist mit einem Rade zur Umfahrung der Peripherien der Länder, deren Areal ermittelt werden soll, versehen². Es giebt verschiedene Methoden, nach denen mit Hilfe des Planimeters die Arealbestimmung geschehen kann³. Die gebräuchlichste derselben besteht darin, dass durch Umfahren des Quadratgrades (d. h. des auf einer gegebenen Karte von 2 Meridianen und 2 Parallelkreisen, die gegenseitig um einen ganzen Grad von einander abstehen, eingeschlossenen Flächenraumes), der das zu vermessende Stück Land umschliesst, und dessen Flächeninhalt in □W. aus den erwähnten Tabellen bestimmt werden kann, der jedesmalige Planimeter-Coefficient gefunden wird, d. h. «die Zahl, welche mit der durch Umfahrung der Figur eines Stück Landes vermittelt des Planimeters gewonnenen Anzahl von Planimetertheilen multiplicirt werden muss, um das Areal des betreffenden Stückes in □Wersten zu erhalten». Es werden nun die Grenzlinien des zu messenden Landestheiles auf der Karte mit dem Planimeter umfahren und sodann durch Multiplication des Planimetercoefficienten mit der Anzahl der Planimetertheile, die das Zahnrad bei dieser Umfahrung gewiesen hat, der gesuchte Flächeninhalt gewonnen.

Mannigfach sind allerdings die Schwierigkeiten, die sich hierbei dem Arbeitenden entgegenstellen. Die verschiedene Contraction des Papiers nach dem Drucke der Karte, sowie der Einfluss des wechselnden Feuchtigkeitsgrades der Atmosphäre auf die Ausdehnung des Papiers drohen zu Quellen von Fehlern zu werden. Daher werden Vorsichtsmassregeln der verschiedensten Art beobachtet, und Controlen angewandt⁴.

¹ Die genaue Beschreibung dieses geometrischen Verfahrens siehe bei S c h w e i z e r, Ueber die bei der Berechnung &c.

² S c h w e i z e r, Arealbestimmung &c. p. 2. 3.

³ Eine ausführliche Darstellung derselben bei S c h w e i z e r, Arealbestimmungen &c. § 3 und S t r e l b i t s k y, Superficie &c. p. XI ff. Diesen Quellen ist nachstehende Schilderung entnommen.

⁴ S c h w e i z e r, Arealbest. &c. § 6. 7. S t r e l b i t s k y Superficie &c. p. XII ff.

Alle Wahrscheinlichkeit spricht nun dafür, dass die mit Hilfe des Planimeters gewonnenen Resultate der Wahrheit relativ am Nächsten kommen, wobei man sich freilich nicht verhehlen darf, dass auch hier völlige Correctheit für absehbare Zeit nur ein *pium desiderium* bleiben muss. Denn wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die den Flächeninhalt eines Landes angegebende Zahl der Schlussstein einer Reihe complicirter Operationen des Astronomen, des Kartographen und endlich des Vermessers ist, werden wir die Menge der möglichen Fehlerquellen zu ermessen im Stande sein. Mit Recht sagt daher Schweizer, eine der auf diesem Gebiete competentesten Personen, dass es beinahe ans Lächerliche grenzen würde, wenn man in geographischen Hand- und Schulbüchern die Zehntel der □Werst und die Hundertstel der □Meilen noch anführen wollte, da selbst den besten Karten keine grössere Genauigkeit als $\frac{4}{100}$ beizumessen wäre. Daher käme es bei grösseren, wie z. B. den Kreisarealen auf ein Dutzend □Werst nicht an¹. Für den Bedarf des Statistikers reicht in der That eine bis zu dem Grade gewährleistete Genauigkeit aus; die des Mathematikers ist ihm schlechterdings in Folge der eigenthümlichen Natur seines Beobachtungsobjectes durchweg versagt.

Wir hatten den Stand der Kenntnis der Arealgrösse Livlands zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu schildern versucht. Die bedeutenden Fortschritte, welche nun auf dem Gebiete der astronomischen Ortsbestimmung und der Kartographie stattgefunden hatten, wurden für Zwecke neuer Arealbestimmungen ausgebeutet. Nach seiner eigenen Karte stellte zunächst R ü c k e r unverzüglich eine Berechnung des Flächeninhaltes Livlands an. Er nennt dieselbe selbst nur eine «approximative» und bringt leider die dabei angewandte Methode nicht zur Kenntnis². Trotzdem ist es von Interesse, seine Angaben mit den von Hupel und anderen Autoren gemachten zu vergleichen. Wie wir sehen, ist die Differenz eine bedeutende. In nachstehend verzeichneten Zahlen sind Rückers Bemerkung zufolge die Inseln in der Ostsee und im Peipus mit enthalten.

Kreis Riga	5532, ₂₁₆	□Werst
« Wolmar	4452, ₅	«
« Wenden	5128, ₂₉	«
« Walk	5509, ₆₂₄	«
	<hr/>	
	20622, ₆₃₀	□Werst.

¹ Schweizer, Arealbest. &c. p. 35.

² R ü c k e r, a. a. O. Inland 1840, Nr. 12.

Transport	20622 _{,630}	Qu.-Werst
Kreis Werro	3755 _{,108}	«
« Dorpat	5798 _{,455}	«
« Fellin	3807 _{,254}	«
« Pernau	4833 _{,823}	«
Wasserspiegel des Wirzjerw	247 _{,954}	«
Summa	39065 _{,224}	Qu.-Werst.

Die Anregung zu weiteren Arealberechnungen Livlands ging vom Akademiker P. v. Köppen aus. Dieser gewiegte Statistiker hatte längst, um eine Basis für seine statistischen Untersuchungen zu gewinnen, eine genaue Arealvermessung des russischen Reiches zu seinen Wünschen gezählt und wiederholt (so in den J. 1840 und 1843) in der Akademie desbezügliche Anträge gestellt. F. G. W. v. Struve in Pulkowa übernahm die Leitung des Werkes und sorgte im Speciellen für Berücksichtigung der entsprechenden Wölbung der Erde bei der Grössenbestimmung der einzelnen Provinzen. G. Schweizer, damals Gehilfe der Hauptsternwarte in Pulkowa, späterhin Director der moskauer Sternwarte, wurde mit der Ausführung betraut¹. Die Resultate dieser nach der geometrischen Methode an der oben erwähnten Schubertschen Karte ausgeführten Arbeit wurden von F. G. W. v. Struve unter dem Titel «Ueber den Flächeninhalt der 37 westlicheren Gouvernements und Provinzen des europäischen Russlands» im Bulletin de la classe phys.-math. de l'Académie Imperiale des sciences de St. Pétersbourg, Tome IV, 1845, Nr. 22, 23, 24 veröffentlicht. Sie ergaben für Livland Folgendes:

Festland	37827	Qu.-Werst
Insel Oesel	2270	«
Insel Mohn	172	«
Summa	40269	Qu.-Werst,

oder nach Abzug des Wirzjerw (240 Qu.-W.) 40029 Qu.-W. Der in diesen Zahlen nicht einbegriffene Wasserspiegel des Peipus im engeren Sinne wurde auf 2483 Qu.-W. angesetzt.

Die Gesamtzahl unterscheidet sich zwar nicht sehr bedeutend von derjenigen, die Hupel den revisorischen Messungen entnahm; betrachten wir jedoch, in welcher Weise sie sich auf das Festland und die Inseln vertheilt, so springt ein starker Contrast gegenüber

¹ P. v. Köppen, Ueber die Dichtigkeit &c.

P. v. Köppen, Areal und Bevölkerungsverhältnisse des Kaiserthums Russland. (Aus d Bulletin, T. I, p. 257—276.) St. Petersburg 1859. p. 1.

den früheren Annahmen ins Auge. Hupel rechnete auf das Festland nur etwas über 34518 Qu.-Werst, also 3069 Qu.-Werst weniger, als Schweizers Vermessung herausstellte. Dagegen ward ersichtlich, um wie viel die ursprünglichen Berechnungen des Areals des öselischen Kreises zu hoch gegriffen waren; Buxhöwdens und Huecks desbezügliche Berichtigungen, die wir oben mitgetheilt haben, wurden nahezu bestätigt.

Leider war das Areal der einzelnen Kreise bei der Struve-Schweizerschen Berechnung nicht gesondert berücksichtigt worden. Sowol dieser Umstand, wie andererseits die Thatsache, dass nur die 37 westlicheren Gouvernements Russlands, welche die Schubertsche Karte darstellt, eine Vermessung erfahren hatten, bewogen Hrn. v. Köppen, eine neue Arealbestimmung in Anregung zu bringen. Mittlerweile hatte Amsler sein treffliches Planimeter erfunden, mit welchem Schweizer i. d. J. 1856—1858 die neue, umfangreichere Arbeit vollführte, wobei ihm A. Hungelin als Gehilfe an die Hand ging. Im Ganzen wurden 12 Karten benutzt, für Livland jedoch auch dieses Mal die Schubertsche. Mit dankenswerther Ausführlichkeit und Klarheit hat Schweizer in seinem bereits mehrfach citirten Werke «Arealbestimmung des Kaiserreichs Russland &c.», St. Petersburg 1859 Methode und Ergebnisse seiner mehrjährigen Thätigkeit allgemeiner Kenntnisaufnahme zugänglich gemacht. Das Erscheinen dieses Werkes darf ein Ereignis in der Geschichte des uns beschäftigenden Gegenstandes genannt werden, ein Ereignis, dessen Bedeutung durch die etwa 15 Jahre vorher stattgehabte Vermessung nach geometrischer Methode noch gesteigert wird. Denn nun bot sich ja die Möglichkeit eines Vergleiches zwischen zwei zwar nach derselben Karte¹, aber unter Anwendung ganz verschiedener Methoden gefundenen Zahlen. Dieser Vergleich erweist im Ganzen auffallende Uebereinstimmung. Livland mit Oesel und Mohn, aber ohne die Inseln Runö und Kühnö und ohne den Peipus-See hat nach der ersten Berechnung Schweizers ein Areal von 40269, nach der zweiten ein solches von 40250,³ Qu.-Werst. Das livländische Festland ohne den Peipus und Wirzjerw enthält nach der ersten Messung 37587, nach der zweiten

¹ In Bezug auf Livland hatten nur unwesentliche Berichtigungen der alten Schubertschen Karte stattgefunden. Das neue Exemplar derselben weist eine Nichtübereinstimmung von 4 Qu.-Werst an der Stelle der Grenze auf, wo die Gouvernements Witebsk, Livland und Pskow zusammenstossen; ferner berechnet die neue Redaction den Antheil Livlands am Peipus um 36 Qu.-Werst geringer als die alte. Schweizer, Arealbestimmung &c. p. 29.

37627,³ Qu.-Werst. Oesel und Mohn wurden dort auf 2270, bez. 172 Qu.-Werst angegeben, während hier die entsprechenden Zahlen 2212,⁷, bez. 167,⁸ Qu.-Werst lauten.

Durch Schweizers zweite Arealbestimmung lagen sicher fundierte Daten über die Grösse der einzelnen Kreise vor. Wir stellen dieselben in der folgenden Tabelle, in der weder der Wasserspiegel des Peipus, noch der des Wirzjerw veranschlagt ist, zu besserer Vergleichung mit den Angaben zusammen, die wir drei anderen Quellen verdanken.

Kreise.	I. ¹ Minckwitz (1853.)	II. Schweizer (1859.)	III. Militär-topo- graphische Aufnahme.	IV. ² Strelbitzky. (1882.)
Riga	5364, ⁰⁴	5369, ⁷	5387, ²¹	5468, ⁴ ⁴
Wolmar	4346, ⁷⁹	4343, ²	4319, ⁶¹	4358, ¹
Wenden	4970, ⁴⁸	5005, ⁸	5005, ³⁸	4953, ⁷
Walk	5342, ⁰⁸	5351, ⁹	5295, ¹⁵	5298, ⁷
Werro	3641, ⁴⁴	3599, ⁹	3664, ⁰³	3744, ²
Dorpat	5545, ⁸³	5596, ⁵	5676, ⁶⁸	6276, ⁷ ⁵
Fellin	3701, ⁶⁴	3709, ³	3801, ⁰⁸	3772, ⁹
Pernau	4687, ⁴³	4665, ¹ ³	4653, ⁵⁵	4685, ³ ⁶
Oesel	2440, ⁴⁵	2389, ⁹	2537, ⁹⁹	2525, ¹
Total	40040, ¹⁸	40031, ⁰	40340, ⁶⁸	41083, ¹
Festland	37599, ⁷³	37627, ³	37802, ⁶⁹	37800, ⁰

¹ Военно-статистическое обозрѣніе Лифляндской губерніи. По рекогносцировкамъ и матеріаламъ, собраннымъ на мѣстѣ, составлялъ Гвардейск. Генер. Штаба Полковникъ Минквицъ. (Военно-статист. обозрѣніе Россійск. Имп. изд. по Высоч. повел. при Имъ отдѣл. Департ. Генер. Штаба. Т. VII, часть 2, С. Петербургъ 1853.) Diesem Werke sind die Zahlen der Colonne I durch Vermittelung von Weimarn, a. a. O. p. 79 entlehnt.

² Исчисленіе поверхности Росс. Имп. &c. 1889, p. 12. Die gleichen Zahlen finden sich bereits bei Strelbitsky, Superficie de l'Europe, St. Pé. 1882, p. 32.

³ Die Insel Kühn ö, zum pernauschen Kreise gehörig, ist in dieser Zahl mit einbegriffen. Sie ist nach Schweizer 13,⁸ □ Werst gross. Ob sie in den Zahlen der entsprechenden Rubriken der Colonne I und III auch eingeschlossen ist, kann nicht angegeben werden.

⁴ Davon entfallen 30,⁶ □ Werst auf die drei an der Dünamündung gelegenen Inseln.

⁵ Für den werroschen Kreis giebt Strelbitzky 143,¹ für den dörptschen 656,¹ □ W. Seen an. Da der Antheil eines jeden dieser Kreise am Peipussee aus den ihre gesammten Wasserflächen angegebenden Zahlen nicht ausgeschieden worden, mussten wir die obigen Zahlen in dieser Form wiedergeben. Aus diesem Grunde erscheinen die Zahlen der 5., 6. und 10. Rubrik der Colonne IV beträchtlich grösser als die correspondirenden in den anderen drei Colonnen.

⁶ In dieser Zahl sind Kühn ö (= 17,⁷ Werst) und kleinere zum pernauschen Kreise gehörige Inseln (zusammen = 3,⁷ □ W., wovon 2,² □ W. auf die Insel Mania kommen) einbegriffen.

Die Zahlen der Colonne I entstammen einer auf Grund der Rückerschen Karte angestellten Berechnung, deren Methode bei Minckwitz (a. a. O.) leider nicht angegeben ist; die der Colonne III, deren Zuverlässigkeit von Weimarn¹ für unbedingt grösser erklärt wird, als die der Minckwitzschen Zahlen, wurden nach den Plänen der oben erwähnten militär-topographischen Aufnahme zu Tage gefördert. Die in Colonne IV befindlichen Grössenangaben verdanken wir einer mit grosser Gründlichkeit mittelst des Amslerschen Planimeters an der «Specialkarte des europäischen Russlands» ausgeführten Arealberechnung des Generalmajors des Generalstabs J. Strelbitzky. Besonders verdienstvoll ist es, dass Strelbitzky auch die Grösse der bemerkenswertheren Inseln und Seen bestimmt hat und dass er alle Angaben nicht nur in Qu.-Wersten und Qu.-Meilen, sondern auch in Qu.-Kilometern macht.

Vergleichen wir zunächst die Zahlen der I. mit denen der II. Colonne. Das livländische Festland ohne den Peipus- und den Wirzjerw-See umfasst nach Schweizer 37627,³ nach Minckwitz (ob mit oder ohne Kühnö, ist hier nicht ersichtlich) 37599,⁷³ Qu.-Werst. Die Differenz beträgt nur 27,⁵⁷ Qu.-W. oder $\frac{1}{1333}$ der Schweizerischen Zahl, ist also so verschwindend klein, dass sie bei der oben schon betonten Unmöglichkeit völliger Genauigkeit füglich ganz übersehen werden darf. Wenn dagegen in Bezug auf die Kreisareale — besonders, was die Kreise Wenden, Werro, Dorpat, Pernau und Arensburg anlangt — erheblichere Differenzen obwalten, so mag der Grund hiervon darin liegen, dass Rücker beim Entwerfe seiner Karte, nach der Minckwitz' Zahlen gefunden wurden, wegen Ermangelung sicher festgestellter Kreisgrenzen in zweifelhaften Fällen die Kirchspielsgrenzen, die sich durch Verzeichnisse der Prediger und durch Gutskarten genau bestimmen liessen, sich aber mit ersteren nicht überall decken, der Kreisabgrenzung zu Grunde legte². Solcherweise konnten zwischen den Resultaten Schweizers und denen Minckwitz' Verschiedenheiten in Bezug auf die Kreise zu Tage treten, während die beiden Gesamtzahlen für das Festland so gut wie übereinstimmen.

Bis auf ein gewisses Mass lassen sich überhaupt trotz der mancherlei Abweichungen in den Kreisarealangaben die Gesamt-

¹ a. a. O. p. 80. Dem Weimarnschen Werke sind die in Colonne III wiedergegebenen Zahlen entnommen.

² Rücker, a. a. O.

zahlen in Vereinbarung bringen. Nach der militär-topographischen Aufnahme umfasst Livland ohne die Inseln und die beiden grossen Seen ein Areal von 37802₆₉, nach der Ausrechnung Strelbitzkys ein solches von 37800 Qu.-Werst¹. Erinnern wir uns, dass sich nach der ersten, geometrischen Berechnung Schweizers die Zahl von 37587 Qu.-Werst herausstellte, so verfügen wir nunmehr über fünf von einander unabhängige Arealbestimmungen, deren grösste einen Abstand von 215 Qu.-Werst oder etwa $\frac{1}{175}$ gegenüber der kleinsten aufweist. Bis neue Specialforschungen den Grund der obwaltenden Differenzen aufgedeckt haben, wird man sich schlechterdings mit dem Masse der bis hierher erzielten Genauigkeit begnügen müssen².

Werfen wir noch einen Blick auf die verschiedenen Messungsergebnisse hinsichtlich der zu Livland gehörigen Inseln und Seen. In Bezug auf die den öselschen Kreis bildenden Inseln kommen den Zahlen Strelbitzkys die Resultate der ersten Schweizerschen Arealbestimmung näher, als seine späteren Daten (vgl. oben p. 161). Strelbitzky berechnet die Insel Oesel auf 2300₄, Mohn auf 182₁ Qu.-Werst; das Areal der kleineren, zum öselschen Kreise gehörigen Inseln giebt er auf 33 Qu.-Werst an³. Hierzu kommt aber noch die von Strelbitzky irrthümlicher Weise zum pernauschen Kreise

¹ Diese Zahl ergibt sich folgendermassen: Nach Strelbitzky beträgt das livl. Festland mit allen Seen 38778₉ □ Werst. Da die gesammten Seeflächen des dorpat-werroschen Doppelkreises 799₂ □ W. einnehmen, die kleineren Seen desselben aber von Strelbitzky auf 62₆ □ W. veranschlagt werden, entfallen vom Peipus 736₆ □ W. auf Livland. Die Grösse des Wirzjerw berechnet Strelbitzky auf 242₃ □ W. Also Peipus + Wirzjerw = 978₉ □ W., 38778₉ - 978₉ = 37800.

² Handelt es sich um die Verwerthung der Grössenangaben für gewisse praktische Zwecke, so liegt der Gedanke nahe, die verschiedenen Zahlen einen Compromiss mit einander eingehen zu lassen. Etwa folgende Daten könnten alsdann provisorisch gelten:

Kreis Riga	5400	□ Werst
» Wolmar	4350	»
» Wenden	4985	»
» Walk	5325	»
» Werro	3620	»
» Dorpat	5600	»
» Fellin	3750	»
» Pernau	4670	»
Summa	37700	□ Werst.

³ Davon entfallen auf A br ö 9₂, auf Filsand 6₄, auf Kenast 4₃, auf Schildessu 2₉, auf Tulpe 2₃, auf Weiland 2₃, auf Ssurlaid 1₉ und auf Paternoster 1₄ □ Werst.

gerechnete Insel Runö mit 9,₈ Qu.-W. (nach Schweizer 9,₄ Qu.-W.). Somit umspannt nach Strelbitzky der gesammte öselsche Kreis 2525,₁ Qu.-Werst. Nur die entsprechende Zahl der militär-topographischen Aufnahme lässt sich mit dieser Angabe vereinbaren, während die Bestimmung von Schweizer und die von Minckwitz weit hinter derselben zurückbleiben.

Es erübrigt noch, der Grösse der Seen zu gedenken. Strelbitzky giebt für die einzelnen Kreise in folgender Weise die Grösse ihrer gesammten Wasserflächen, die in den Zahlen der Colonne IV obiger Tabelle schon enthalten sind, an:

Kreis Riga	96, ₉	Qu.-Werst
« Wolmar	58, ₄	«
« Wenden	67, ₈	«
« Walk	22, ₆	«
« Werro	143, ₁	«
« Dorpat	656, ₁	«
« Fellin	249, ₁	«
« Pernau	16, ₆	«
Insel Oesel	19, ₂	«
Total	1329, ₉	Qu.-Werst

Wirzjerw und Antheil am Peipus 978,₉ «

Wasserfläche der kleineren Seen 351,₀ Qu.-Werst.

Die Grösse des Wirzjerw-Sees lässt sich im Anschluss an Schweizer mit voller Sicherheit auf 242,₃ Qu.-Werst ansetzen, da auch Strelbitzky¹, auf Grund einer anderen Karte, ein Gleiches (242,₃ Qu.-W.) ermittelt hat, und das Ergebnis der militär-topographischen Aufnahme (237,₄ Qu.-W.) hiervon nur unbedeutend abweicht.

Schwieriger ist die Frage nach der Flächenausdehnung des Peipus-Sees und der auf Livland entfallenden Quote desselben zu erledigen. Strelbitzky giebt den Peipus in seinem ganzen Umfange, d. h. mit Inbegriff des Pskowschen Sees, auf 3087 Qu.-Werst (wovon 26,₁ Qu.-W. von Inseln eingenommen sind)², Schweizer nach seiner ersten Berechnung auf 3177,₃ nach der zweiten auf 3205,₄ Qu.-W.³ an. Den Peipus im engeren Sinne berechnet Schweizer zuerst auf 2483,₄⁴, nachmals auf 2321,₅ Qu.-Werst. Nun hat aber Köppen

¹ Исчисление &c. p. 41. — ² ibidem und p. 94.

³ Struve, Ueber den Flächeninhalt &c. Sp. 349.

⁴ Schweizer, Arealbestimmung &c. p. 60.

⁵ Köppen, Ueber die Dichtigkeit &c. Sp. 19.

mit Recht darauf hingewiesen, dass von diesem grösseren nördlichen Bassin oder dem eigentlichen Peipus wiederum nur ein solcher Theil, «welcher der Länge seiner zu Livland gehörenden Ufer entspricht», zu Livland gezählt werden kann. Diesen veranschlagt Köppen auf 1025,¹⁷ Qu.-W., ohne den «Antheil Livlands am Pskowschen See (oder, besser gesagt, am Verbindungs-Canal desselben mit dem Peipus)» zu berücksichtigen¹. Dass Strelbitzky ein bei weitem kleineres Stück des Peipus, nämlich nur 736,⁶ Qu.-Werst zu Livland rechnet, haben wir bereits gesehen. Halten wir uns an Köppens Angabe, indem wir den zu Livland gehörigen Theil des Peipus auf 1025,⁵ Qu.-W. ansetzen, und rechnen wir hierzu den Wirzjerw mit 242,⁵ Qu.-W., so wären im Ganzen 1268 Qu.-W. zu dem in der Tabelle verzeichneten Areal noch hinzuzufügen. Wir hätten alsdann für das Gesamtareal Livlands folgende vier Grössenberechnungen:

nach Schweizer	41299, ⁰	Qu.-Werst
nach Minckwitz	41308, ¹³	«
nach d. militär-topograph. Aufnahme	41608, ⁶⁸	«
nach Strelbitzky	41614, ⁵	«

Mithin stellt sich, wie wir sehen, für die Gesamtzahlen eine gewisse Einheitlichkeit heraus. Wir haben im Wesentlichen nur zwei verschiedene Angaben vor uns: Schweizer und Minckwitz, deren Bestimmungen sich überhaupt vielfach nahe kommen, berechnen das Gesamtareal Livlands in runder Summe auf 41300 Qu.-W., während nach der militär-topographischen Aufnahme und den Untersuchungen Strelbitzkys dasselbe in abgerundeter Zahl 41600 Qu.-W. umfasst. Die Differenz beträgt 300 Qu.-W. oder ungefähr $\frac{1}{133}$ der grösseren Angabe.

Hoffen wir, dass es in nicht gar zu ferner Zeit gelingen möge, die letzten Unsicherheiten zu beseitigen, welche trotz der vielen bisher unternommenen Forschungen die Kenntnis unseres Areals annoch lückenhaft erscheinen lassen.

¹ Köppen unterlässt die Berücksichtigung dieses letzteren Antheils, den er auf 54,¹ □ Werst veranschlagt, weil er ihn nicht genau anzugeben vermag. «Ueber die Dichtigkeit &c.» Sp. 19, 23 und 29. — Im Grunde ist die Frage nach der Vertheilung des Peipus und des Pskowschen Sees auf die einzelnen angrenzenden Gouvernements überhaupt von untergeordneter Bedeutung.

A n h a n g.

Zum Vergleiche des livländischen Areals mit demjenigen anderer russischer Gouvernements, sowie europäischer Länder und Provinzen überhaupt, deren Grösse in Qu.-Wersten wir nach Strelbitzky (Superficie de l'Europe) geben, lässt sich beispielsweise Folgendes anführen.

Das Totalareal Livlands ist beinahe so gross, wie das kurländische (23976,⁷) und das estländische (17791,⁷) zusammen genommen. Mit den anderen Gouvernements des russischen Reiches verglichen, steht es dem orlowschen (41058,⁹) und dem kurskschen (40821,¹) am nächsten, und bleibt hinter dem Gouvernement Mohilew (42218,⁷) nicht sehr bedeutend zurück.

Das livländische Festland ohne die beiden grossen Seen übertrifft an Grösse die Schweiz (36363,³) und Griechenland ausschliesslich der Inseln (36285,⁸), es ist grösser als die Provinz Brandenburg (35084,⁸) und die Provinz Schlesien (35460,¹⁰); noch bedeutender überragt es an Grösse Dänemark (33770,³ ohne Island, die Faröer Inseln und andere Kolonien), sowie den europäischen Besitz des Königreiches Holland im Verein mit dem Grossherzogthum Luxemburg (zusammen 31271,⁵). Es ist ungefähr halb so gross als das Königreich Irland (74090,¹⁰) und fast halb so gross wie Portugal (78331,⁷ ohne Kolonialbesitz).

Das Gesamtareal Livlands lässt sich beinahe mit dem Serbiens (42696,⁴) vergleichen und übertrifft das Königreich Sachsen (13191,⁹) mehr als drei Mal an Ausdehnung.

Der dörptsche Kreis kommt an Flächeninhalt ungefähr dem Grossherzogthum Oldenburg (5626,⁷) gleich und ist etwa 20 Mal so gross als das Fürstenthum Reuss ä. L. (278,⁸). Von den 23 Einzelstaaten, aus denen — abgesehen von den drei freien Reichsstädten — das deutsche Reich sich zusammensetzt, können sich über die Hälfte, nämlich 14 mit keinem der 8 Kreise des livländischen Festlandes an Grösse messen.

(Fortsetzung folgt.)

Riga, im December 1889.

Burchard von Schrenck.





Aus Zeiten schwerer Noth.

(Mittheilungen aus dem Archiv der Lutherischen Kirche zu Wilna.)

Nach Rankes Behauptung schien es um das Jahr 1563 nur eine Frage der Zeit, wann Europa protestantisch sein werde; war doch selbst schon Italien von dem Gift der Ketzerei inficirt. Bekanntlich fand auch in Polen und besonders in Littauen die «Augsburgische Lehre» in kurzer Zeit einen empfänglichen Boden und weiteste Verbreitung: die einflussreichsten Magnatenfamilien, die Mehrzahl der Intelligenz, die wohlhabendsten Kaufleute und Gewerbetreibenden — sie alle traten in den Kreis der Opposition gegen die Papstkirche, deren letztes Stündlein in diesen Landen geschlagen zu haben schien. Aber eben so bekannt ist es, ein wie mächtiger Rückschlag binnen Kurzem erfolgte, als nach dem grossen Concil zu Trient die Papstkirche sich zu neuer Thatkraft aufraffte und unter der Parole: Consolidirung der römisch-katholischen Kirche, Wiedergewinnung des verlorenen Terrains bis zu möglichster Vernichtung aller «Ketzerien», ihre Armee, die Väter Jesu, ins Feld schickte. Wie diese Streiter der «alleinseligmachenden» Kirche ihre Mission ausgeführt, wie kein Mittel ihnen zu bedenklich erschien, wenn es nur galt, den Feind zu schädigen oder gar zu vernichten, auch dieses steht auf den Blättern der Geschichte genugsam verzeichnet. Auch die Chronisten und Geschichtsschreiber russischer Zunge wissen über mancherlei Drangsale und Verfolgungen zu berichten, die ihre Glaubensgenossen und deren Leidensgefährten, die Protestanten, zusammengefasst unter dem gemeinsamen Namen der «Dissidenten», in hiesigen Landen dereinst haben erdulden müssen.

Zu den strengen Verordnungen gegen die Dissidenten gehörte bekanntlich auch das Verbot, ohne besondere Genehmigung der katholischen kirchlichen Autoritäten ihre Gotteshäuser zu renoviren, bezw. neue zu errichten. Dieses Verbot war bereits im 15. Jahrh. unter dem Grossfürsten Casimir, dem Sohne Jagellos, gegen die Rechtgläubigen erlassen worden, die damals in Wilna allein bereits 14 Kirchen besaßen. «Diese Verfolgung,» so heisst es in dem «Führer durch Wilna» („Вильна и окрестности“, Вильна 1883), «erklärt sich dadurch, dass Casimir in seiner Familie von dem Geiste katholischer Unduldsamkeit umgeben und durchtränkt war.»

Sigismund August freilich, persönlich ein frommer Katholik, aber theils durch die auswärtige Politik, theils durch seine Trägheit und Energielosigkeit auf den Weg der Duldung gewiesen, hatte noch im Jahre 1563 durch einen Gnadenbrief dem littauischen und russischen Adel ohne Unterschied der Confession die gleichen Rechte mit den Polen ertheilt; er selbst correspondirte mit Calvin, und Luther widmete ihm seine Bibelübersetzung; Lutheraner, Reformirte bauten unbehindert ihre Gotteshäuser in Wilna — die lutherische Kirche zu Wilna ist im Jahre 1555 gegründet — und sogar die Juden siedelten, dank der Religionsduldung Sigismund Augusts, aus anderen Ländern hierher über. Die Bevölkerung der Stadt wuchs, Handel und Gewerbe blühten, so dass Wilna damals zu den berühmtesten Hauptstädten Europas zählte. Aber schon unter seinen nächsten Nachfolgern, namentlich unter dem Jesuitenzögling Sigismund III., trat der bereits erwähnte, auf Zurückdrängung und allendliche Ausrottung der Glaubensgegner gerichtete völlige Umschwung ein. Hat die römische Papstkirche in hiesigen Landen ihr Ziel auch nicht völlig erreicht — die «Burg» unseres evangelischen Bekenntnisses erwies sich dazu doch als allzu «fest» — so finden sich doch in den Documenten unseres Kirchenarchivs Zeugnisse in Fülle für die Hartnäckigkeit des Kampfes und für die Hässlichkeit der Mittel, deren Wahl den Herren Christusstreitern bekanntlich niemals viel Kopfbrechens verursacht hat.

Ein geringer Hoffnungsstrahl dämmerte zuweilen den bedrückten Dissidenten, und zwar dann, wenn es eine neue Königswahl galt. Bei der Wahl König Wladislaws im Jahre 1632 gelang es sogar den Rechtgläubigen und den Protestanten, die Schulter an Schulter kämpften, durch die Drohung der Wahlenthaltung einige Concessionen auf dem Gebiete der Religionsduldung zu erlangen; allein der nachfolgende Protest des päpstlichen Nuntius,

unterstützt von einem päpstlichen Breve, die Klagen des katholischen Adels und der unirten Bischöfe liessen diese Errungenschaften wieder zu nichts zerrinnen. Wie schwer, ja fast unmöglich es übrigens den bedrückten und verarmten protestantischen Gemeinden in Littauen fallen musste, bei diesen Königswahlen auch ihre Stimme zur Geltung zu bringen, darüber belehrt uns ein Schreiben des königlich polnischen Obristlieutenants Andreas v. Schrödter, welches anlässlich der strittigen Wahl zwischen Stanislaus Leszcinski und August III. im Jahre 1733 an die «Hoch- und Wohlgebohrnen, Hoch- und Wohl-Edlen Herren Seniores der Evangelischen Gemeine zu Wilda» — so schrieb man noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts — gerichtet, folgenden Inhalt hat: «Dat. Sluzko d. 24. Junii Ao. 1733. Es haben die Evangelischen Herren Deputirten aus Gross- und Klein-Pohlen, wie auch die aus Preussen, welche auf dem letzten Reichstage nach Warschau versendet gewehsen, ein Schreiben an uns (sc. an die reformirte Gemeinde zu Sluzk) abgehen lassen, in welchem Sie uns vorstellig machen, dass bey gegenwärtigen Läuften unumbgänglich nöthig sey, vor die Wollfahrt unserer Geist- und Weltlichen Freyheiten besorgt zu sein. Zu dem Ende sollten aus jeder Provintz zween Deputirte denominirt werden, welche bey der den 25. Aug. a. c. bevorstehenden Königswahl gegenwärtig seyn, und das Interesse unserer Kirche und Religion beobachten möchten. Weil Sie aber mit leeren Händen wenig aussrichten dürfften, als erachtens erwähnte Herren Deputirte vor nöthig, eine Casse von etwa 3500 Ducaten aufzurichten, und erkennen es vor billig, dass vermöge des gemachten Ueberschlages die Gemeinden in Littauen beyderley Confession 800 Ducaten zusammenbringen möchten. Sie stellen anbey vor, dass dieses eine Sache, welche die Ehre Gottes und die Erhaltung Seines Wortes zum Endzweck hatt, um desswegen versprechen Sie sich keine Weigerung, vielmehr alle mögliche assistentz. Was uns anbelangt, so ist unsre Gemeine bekandter massen sehr klein und gering, und gleichvöll haben wir uns nicht geweigert, nach unserem Vermögen etwas zum bono publico zusammenzuschiesen.» In welchem Umfange die Wilnasche Gemeinde dieser Aufforderung entsprochen, und ob die damals gebrachten Opfer «die Wollfahrt ihrer Geist- und Weltlichen Freyheiten» wesentlich gefördert haben, ist aus den Acten nicht zu ersehen, wohl aber brach bald darauf über dieselbe eine Zeit der Prüfung herein, die ihre Fortexistenz ernstlich in Frage stellte, zugleich aber auch die

Ausdauer, Glaubensstreue und Opferwilligkeit der Evangelischen in Wilna eine glänzende Probe bestehen liess.

Ein trauriges Bild bot Wilna überhaupt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In ununterbrochener Reihenfolge bedrängte eine Heimsuchung nach der anderen die einst so blühende Stadt: Verwüstungen und Brandschatzungen während des Nordischen Krieges, Hungersnoth, Pest und unerhörte Brände hatten bereits fast alle Denkzeichen der einstigen Pracht und Blüthe der Jagellonenzeit vernichtet. Da brach im Jahre 1737 eine Feuersbrunst aus, wie sie schrecklicher vorher noch nie, selbst nicht in dem Jahre 1655, gewüthet hatte: die Hälfte der Stadt war nach diesem Brande nur noch ein wüster Trümmerhaufen. Auch das erst im Jahre 1662 restaurirte lutherische Gotteshaus wurde fast bis auf den Grund zerstört; doch nicht genug des Unglückes: das verheerende Element vernichtete ausser der Kirche auch die ihr gehörenden Häuser, welche als Schenkungen und Vermächnisse ihrem theuren Glauben fromm ergebener Gemeindeglieder die einzige materielle Basis für die Fortexistenz des evangelischen Gemeinwesens bildeten. Da galt es nun, fest auf Gott zu vertrauen; aber auch an die Opferwilligkeit der Glaubensbrüder nah und fern, an die werktätige Hilfe der Evangelischen in Kur- und Livland, im mächtig aufstrebenden Preussen, in Schweden, Dänemark, Holland und England musste appellirt werden, sollte nicht das im Laufe zweier Jahrhunderte so mühsam Erwachsene jämmerlich zu Grunde gehen. Und so finden wir denn auch im Kirchenarchiv Copien zahlreicher, um christbrüderliche Unterstützung beweglich fiehender Sendschreiben, gerichtet in aller Herren Länder, an gekrönte Häupter und deren Gesandten, an Städte, Corporationen und einflussreiche Privatpersonen. Eben so zahlreich sind auch die Hilfe verheissenden Antworten; aber auch ein schwerwiegendes Absageschreiben hat sich erhalten, und zwar aus dem Lande, aus welchem die armen wilnaschen Abgebrannten es sich am wenigsten versehen hätten: aus dem benachbarten, glaubensverwandten Preussen. Und kein Geringerer als König Friedrich Wilhelm I. ist es, dessen eigenhändige, in kräftigen Zügen hingeworfene Unterschrift unter dem Schriftstück steht, das folgenden Wortlaut hat:

«Seine Königliche Majestet in Preussen und Unser Allernädigster Herr lassen der Evangel: Lutherischen Gemeinde zu Wilda in Litthauen, auff Ihre allerunterthänigste Vorstellung vom 30sten Novembris vorigen Jahres, worin selbige umb Verwilligung

einer Collecte zu Wieder-Erbauung Ihrer abgebrannten Kirchen- und Schul-Gebäude gebethen, hiedurch zur allergnädigsten Resolution ertheilen: Dass solches der Supplicanten Ansuchen zwar nicht stattfinden, höchst erwehnte Seine Königl: Mayst: aber im übrigen gnädigst gewillet und erböthig wären, dieselbe, falls Sie wegen der von der Römisch-Catholischen Geistlichkeit erleidenden Drangsahlen zu Wilda und dasiger Orthen nicht länger solte bleiben können, in Dero Landen aufzunehmen, und Sie darin durch Ertheilung verschiedener Beneficien und Privilegiorum zu etabliren.

Signatum Berlin, den 25ten Januarii 1738.

Fr. Wilhelm.»

Die Abgebrannten zu Wilda aber, sie folgen trotz der «von der Römisch-Catholischen Geistlichkeit erleidenden Drangsahlen», trotz ihres Elends und der im Kampfe ums Dasein und um ihren theuren Glauben noch zu erwartenden Leiden und Bedrückungen nicht dem Lockrufe des Königs, noch dem Beispiele der Salzburger Glaubens- und Leidensgenossen: nein, eingedenk ihrer Pflicht, den ihnen zugefallenen Posten auf der Warte im fernen Osten zu halten, so lange Gott sie nicht ablöset, beschliessen sie auszuharren und zu bleiben auf dem Arbeitsfelde, das jetzt so gar wüst der Arbeiter harret; zugleich aber senden sie an den König ein zweites Schreiben, das sie entschuldigen und des Fürsten Herz rühren soll, dass er ihnen dennoch helfe. Dieses Schreiben lautet:

«Allerdurchlauchtigster Grossmechtigster König, Allergnädigster König und Herr!

Nachdem Ew. Konigl. Majest. nach Dero hochangestammter und Weltgepriesener Clemence, auff unser vorhergängiges vom 30. Nov. a. p. unterthänigstes supplicatum, der Vilmischen Gemeine Augustanae Confessionis, ein sub dato 28. Januar. a. c. Konigl. Rescript ertheilet, vermöge dessen allergnädigst gewilliget wird uns in Dero Lande aufzunehmen und darinnen durch Ertheilung derer Königl. Beneficien und Privilegiorum zu soulagiren, welche resolution Ew. Konigl. Maj. als hohe v unerschöpfliche Gnadenbezeugung gegen Frembde, wir mit aller unterthänigsten devotion erkennen, allerdehmüthigst danken v den himmlischen Thron anpreisen. Hiebey können wir aber auch nicht umbhin Ew. K: Maj: in allertiefster submission unsere circumstantien fussfälligst vorzustellen, wie unser allertheuerstes Zion in Wilda, einer HauptStadt im Grosshertzogthum Lithauen stehende, wird als Mater von allen ihren im Lande befindlichen Evangelischen Kirchen v Gemeinen consideriret, indem

andere als FilialKirchen alle an ihrem Wohl v Wehe ihr Antheil nehmen, v sollte sie (welches der Ewige Erbarmer aufs Gnädigste wenden wolle) anjetzo im restauration unterliegen v von uns auch durch translocation v migratio in ein ander Land gar verlassen werden, so ist mit denen anderen im Lande gänzlich geschehen, dass nach advenant der Zeit v fernerer erfolgten Drangsaßen, weil die Roemische Geistlichkeit an den vielen filiabus schon vor einigen Jahren her alle reparation v melioration der Kirchen mit allem Nachdruck zu inhibiren v zu steuern nicht unterlassen haben, auch biss dato der unserer Vilnischen Kirche gegebenen Inhibition annoch die relaxation v cassation zu trainiren nicht manqviren, damit nur in negotio oppressae Religionis et manutione Juris der Dissidentium das exercitium gänzl. aufgehoben werden könnte, dann zuletzt die Evangelische Wahrheit v unser Gottesdienst von selbst an allen Orten im Lande totaliter eingehen v erlöschen müsse. Nebst diesem erlauben uns annoch diesen Umstand zu erwehnen: weil in dieser Hauptstadt Wilda das Hoherlauchte Königl. Tribunals Gericht geheget wird, so kommen nicht allein die H. Adelige Glaubensgenossen, die in diesem Palatinatu Vilnensi wohnende und Landgütter eigenthümlich besitzen, sondern auch von Curland v Lieffland wegen ihrer Process Sachen, welche während solcher Zeit alle insgesamt Anwesende als Glaubensgenossen mit zugleich zu Gottes Ehre ihre Andacht in unserer Kirche halten. Wesswegen meritiret demnach unsere Mater umb desto mehr consideration, Zuschub v Hülffe in Ansehung ihrer Filiarum, damit Sie restauriret werden möchte. Da uns aber nun an allem gebricht v wir zu unserer Rettung v abermahligem Aufführung des neuen Gotteshauses v deren unentbehrlichen pertinentien keinen Rath noch Hülffe bey uns wissen, sondern unsere auswärtige GlaubensAnverwandte zu einigem Mitleiden gegen uns v krafttger LiebesHülffe, wie auch milde Beysteuern v Almosen nothwendig regen v bewegen müssen. Derowegen Allerdurchlauchtigster Grossmächtigster König v Monarch, Unsers allertheuersten Glaubens Herlicher Bekenner v treueyfriger Defensor v Protector Ew. Königl. Maj. erlauben uns allerelendesten v weit entlegenen Evangelischen zum anderen mahl zu suppliciren, dass wir vor Dero geheiligten Thron in voller GlaubensZuversicht in der allertiefsten Unterthänigkeit uns niederwerffen mit gebeugter Seele v wehmüthigster Stimme anrufen: Erbarmen sich doch Ew. K. Maj. über unsere äusserste Noth v Armuth v vergönnen allergnädigst in Dero Landen zu einer verstattenden Collecte einen

consens v ZulassBrieff zu Errichtung v reparation der Kirche die Allmosen einzusammeln, damit wir in diesem Jahr nach Hertzens Wunsch glücklich vollführen könnten.»

Und die erbetene und ersehnte Hilfe blieb nicht aus, wie zahlreiche Dankschreiben bezeugen. Eins dieser Dankschreiben ist nach Riga an den Kais. Russischen Vice-Gouverneur gerichtet und lautet:

«Hochgebohrner Herr General-Lieutenant! Hochgebiethender Gnädiger Herr! Da Ew. Hochgebohrne Excellence auff das wegen unserer in Wilda der Augspurgischen Confession Zugethanen im verflrossnen Jahre eingäscherten Kirchen v derselbigen pertinentien an Selbige abgelassenes supplicatum nicht nur in Ihre Kayserl. Maj. von Russland Haupt-Stadt von Lieffland Riga, sondern auch in demselbigen gantzen Lande eine Christmilde Beysteuern zur reaedification zu colligiren gnädigst permittiren wollen, wie unter anderen eingesammelten Geldern noch ohnlängst aus Ihre Kayserl. Majestät Hohen Regierungs Cantzeley von der im obig bemeldeten Lande expedirten Collecte durch Herren Stadt-Rath Dietrich Zimmermann an uns 71 Reichsthaler Alberts ausgezahlt worden seynd, So können wir diese unserer armen Kirchen erzeugte hohe Gnade nicht anders als mit unterthänigstem Dank erkennen, dabey den Allmächtigen Gott beständig anrufende, damit Selbiger &c. &c. . .

Die Adresse dieses Briefes lautete: «A Son Excellence, Monseigneur de Bismark, General Lieutenant de Sa Imperiale tout Rossia et Vice Gouverneur de Riga, présent à Riga.» Ja, die milden Beisteuern der lieben Glaubensgenossen flossen reichlich ein und hoben den Muth der auf ihrem Posten ausharrenden Männer; aber dennoch war die Hoffnung, ihr geliebtes, aber annoch in Trümmern und in Asche trauerndes Zion wieder aufzurichten, in weiteste Ferne gerückt. Schien es doch von Seiten der katholischen Geistlichkeit darauf abgesehen, den «glücklichen» Zufall auszunutzen, um dem verhassten lutherischen Ketzertum in Wilna den Garaus zu machen: hartnäckig wurde von dem Wilnaschen Bischof die erbetene Concession zum Wiederaufbau der eingäscherten Kirche und der Kirchenhäuser verweigert, trotz der Fürsprache der fremdländischen, insbesondere des preussischen und des Kaiserl. russischen Gesandten. Hierzu trugen wesentlich folgende zwei Umstände bei: erstens die damalige Anwesenheit des päpstlichen Nuntius Paulucci in Polen, und dann die strengen Massregeln, die kurz vorher in Preussen von Friedrich Wilhelm gegen die dort

weilenden und agitirenden Jesuiten in Anwendung gebracht worden waren. Ueber dieses Vorgehen des Königs berichtet uns die gleichfalls im Kirchenarchiv aufbewahrte Copie eines in Tilsit am 28. Februar 1738 publicirten Königl. Erlasses an den Haus-Vogt Christoph Falck. Dieses Schriftstück hat folgenden Wortlaut: «Hochgelehrter lieber getreuer, Es ist Dir gar wohl bekannt, wasmasen es schlechterdings unserer Gnade zuzuschreiben, dass wir seit einigen Jahren die Jesuiten aldorten tolleriret v ihnen gestattet, den Römischen Gottesdienst in der Bey Tilsit befindlichen Capelle zu exerciren, sonsten aber Wir auff keinerley Weise v Wege, weder nach denen alten, noch neuen Verträgen, den Welauschen und Olivischen Frieden, dazu gehalten seyn. Wenn wir nunmehr aber Vermöge der sub dato den 11. dieses an unsere hiesige Regierung ergangene Cabinets-Ordre Allergnädigst resolviret haben, dass es mit dieser unbefugten Capelle, wieder nach Massgäbung unseres unbeschränkten Rechtes, und sothaner öffentliche Kirchendienst ad imitationem der römisch Catholischen Praxis in Pohlen, Oesterreich und andere Örter, woselbst die Protestanten immer mehr und mehr geckränket werden, abgestellt werden solle, alss befehlen wir hiedurch in Gnaden, solches denen Jesuiten daselbst, welche dieses auch durch ihre eigene bissherige Aufführung, umb so vielmehr verdient, da sie die ihnen fürgeschriebene Schrancken vielfältig überschritten, und unseren ergangenen Verordnungen auff mancherley Weise zu wieder gehandelt haben, bekannt zu machen, dass sie sich darnach richten und binnen 2 Monathen sich von dorten hinweg begeben sollen.»

Am 26. Marty ao. 1738 schreibt hinsichtlich dieses Ereignisses ein evangelischer Edelmann, K. v. Puttkamer, an den Wilnaschen lutherischen Kirchenrath: «Beklage von Hertzen dass grosse Maleur, wass in Tilsit passirt ist, Gott weiss wass wir noch erleben werden, ja dass wirdt Eine grosse Verhinderniss Sein an dem Baue unser Armen Kirche, ja wie dem zu helfen ist, kan ich nicht begreifen, mein Verstandt Stehet Stille, man muss mit Geduld abwarten, wass-Gott über unss beschlossen hatt, ohne Seinen Heilgen willen fällt kein Har von unserem Haubte, darumb wollen wir vertrauen, denn wir Saindt unschuldig, Gott wird uns retten.»

Die Befürchtungen erwiesen sich als nur zu berechtigt: Jahre lang ragten die rauchgeschwärzten Trümmer der Kirche und ihrer Häuser gen Himmel, und immer noch wollte sich kein Ausweg finden. Der Wilnasche Bischof verweigerte die Aufhebung der

Inhibition, angeblich aus Rücksicht auf den in Wilna weilenden Nuntius; dieser erklärte seinerseits, sich nicht in die Thätigkeits-sphäre des Wilnaschen Bischofs einmischen zu wollen; derselbe sei ganz nach dem Gesetze verfahren; nur der König¹ könne hierin Wandel schaffen. Kurz, es war ein Wandern von einer Instanz zur anderen ohne Aussicht auf Erfolg. Freilich, der König hätte die der lutherischen Gemeinde früher ertheilten Schutzbriefe und Privilegien erneuern können; aber wie an ihn herankommen? der Himmel ist hoch, und der König war weit! Da galt es vor Allem, seine Umgebung zu gewinnen, alle die hohen Machthaber: die Wiczniwiczky, die Sapiéhas *e tutti quanti*, sowie deren Secretäre und sonstigen Unterbeamten. Alle diese Herren aber hatten mancherlei Bedürfnisse, sie zechten gerne feurigen Ungarwein und huldigten nicht weniger gern der Schönheit; dazu brauchten sie aber ungezählte güldene Ducaten, und diese zu erlangen. . . . Doch wenden wir uns wieder unseren Archivacten zu: auch hierüber geben sie uns Auskunft. In der Umgebung des Königs befanden sich nicht wenige Evangelische in hohen Stellungen, die stets bereit waren, für das Interesse ihrer Glaubensgenossen einzustehen und zu wirken; so der General-Feldzeugmeister Graf Flemming, der Jagdsecretär Schlegel, der Obrist von North u. a. Von ihnen finden sich zahlreiche Zuschriften mit dem Versprechen nach Kräften zu wirken; aber auch von den endlosen Schwierigkeiten ist oft die Rede. So schreibt der Jagdsecretär v. Schlegel, der dem Könige nach Warschau vorausgeeilt ist, von hier aus an den Präses des Wilnaer Kirchenraths, Herrn Mau: «Dass Se. Excellence der Bischof von Wilda vor des Hrn. Geheimbden Cabinets-Ministers Graf von Brühl Excell. zugeschickten Brief einige consideration gezeiget, glaube ich sehr wohl, da Er aber demohnerachtet unsere Kirche zu repariren nicht bewilligen will, hallte solche gezeigte consideration mehr vor etwas simulirtes, als reelles. Denn was ist doch das vor eine folge! Weil er des Fürsten Wiesnowiczki Durchl. und andern Senatoren diese Vorbitte abgeschlagen, ergo muss ers dem Hrn. Graf von Brühl auch abschlagen, wo Er sich die anderen nicht will zum Feinde machen. Wer wirds denn dem Fürsten Wiesnowiczki oder denen anderen Senatoren sagen, dass der Herr Bischof solches auff des Hrn. Grafen von Brühl instance bewilliget, könnte Er nicht allzeit das contrarium be-

¹ August III.

haupten, es kann ihm ja Niemand in sein Hertz oder Gedanken sehen, folglich müsste ja auch ein jeder mit seiner explication zufrieden sein. Ich halte aber vor gewiss, dass es Hrn. Bischof selbst kein Ernst ist, daher dringt er auf eine ordre oder Handbrief von Ihro Königl. Majestät, und stellt Ihnen vor, als wenn dieses so was Kleines und auszuwürken ganz leichtes wäre. Ihro Königl. Majest. sind gewiss so gnädig, und des Hrn. Geheimbden Cabinets-Ministers Graf Brühl Excell. so willfährig, dass, wenn hierunter nicht ein Staatsgeheimnis steckte, dergleichen Brieff längst erfolgt wäre.» Bald darauf berichtet derselbe Gönner über die Ankunft des Königs, des Grafen Brühl und «unterschiedener andrer kleineren Minister, denen man doch cour machen müsse»; desgleichen schreibt der Obrist von North, dass der Herr General-Feldzeugmeister Graf Flemming, sowie die Herren Gesandten, als der Holländische, Englische und der Russische, versprochen hätten, ihr Bestes dabei zu thun. Nach einiger Zeit meldet wiederum Herr von Schlegel: zur Erlangung der Unterschrift des Königs sei es vor Allem nothwendig, den Fürsten Gross-Kantzler Wischniewiczzi zu gewinnen; so habe Graf Flemming gerathen, Deputirte sollen nicht geschickt werden, um der armen Gemeinde nicht Unkosten zu verursachen. Dass diese Unkosten der armen Wilnaschen Gemeinde aber nicht erspart blieben, darüber belehrt uns folgendes Schreiben des Herrn Obristen von North, dat. Warschau 18. October 1738: «WohlEdler, Insonders Hochzuehrender Herr Mauw! Dero Werthestes vom 12. Oct. habe erhalten, woraus Ersehe, dass Sie besorgt seyn wegen unsrer Kirchen Privilegia, alss auch wegen reparatur unsrer armen Kirchen. Ich bezeuge mit Gott, dass ich nichts ermangeln lasse. Sr. Excell. der Gross-Cantzler wolte nicht auff sich nehmen, unsere Privilegia zu confirmiren Lassen bey Ihro Königl. Majestät, und Schickte mir zu Sr. Durchl. Fürsten Unter-Cantzler, welcher es gleich über sich nahm, dass ers thun würde, zeigte mir seinem Secretario, dem ich solte die Documente übergeben, dass ers durchsetze, und hernach raportire. Da ers nun Alles confrontirt, hat er doch einen Fehler funden im alten privilegio, dass der Secretar, ders untersiegelt, sich nicht unterschrieben, auch Sonsten, dass er in der Metric nicht finden könnte unsere Privilegia. Zulezt kam er Endtlich mit der Sprach heraus, 50 Ducaten müssten seyn, wenn ers untersiegeln wirdt; Ich erwiederte, die gantze arme Gemeine wäre abgebrannt, ich wollte zu Seiner Durchlaucht gehen, ich hoffe, Ihro Durchl. werde

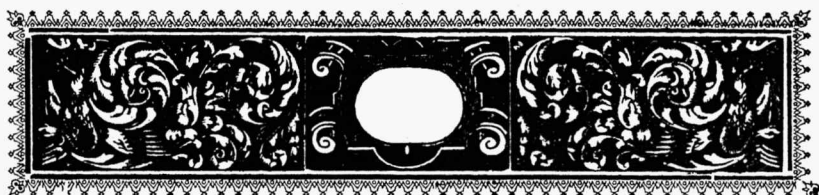
ihn treffen; er beantwortete mir, Sr. Durchl. habe davon nichts, als bloss die Turbation, aber dem Cantzler werden Sie nichts vorgeben; Endlich, so bloss durchzukommen war's nicht möglich, bothe ich ihm 10. 15. bis 20. Ducaten. Er wolte aber unter 30. nicht, dass ers auff's erste bey Ihro Durchl. besorgen sollte. So gehts in wechselndem Tempo noch lange fort, bis endlich ein günstigerer Wind zu wehen beginnt. Nach Abzug des päpstlichen Nuntius erklärt der König, dem Drängen der Gesandten nachgebend, sich endlich bereit, das Bittgesuch der Wilnaschen Gemeine entgegennehmen und sich persönlich beim Bischof dafür verwenden zu wollen, dass der Wiederaufbau der eingäscherten Gebäude endlich gestattet werde. Das Bittgesuch hat folgenden Wortlaut: «Allerdurchlauchtigster, Grossmächtigster König und Herr, Allergnädigster Landesvater! Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigste und getreueste Unterthanen, die arme evangelische Gemeine in Wilda, unterstehen sich ihr grosses Elend vorstellig zu machen und um Hülfe zu bitten. Da wir seit zwey Hundert Jahren das freye Religions Exerцитium Krafft der heiligsten Privilegien gehabt haben, die uns von den Durchlauchtigsten und Höchstseeligsten Königen von Pohlen ertheilet, und von Ew. Königlichen Majestät selbst bekräftiget worden, so müssen wir demohngeachtet leider erfahren, dass man von Seiten des ehrwürdigen Consistorii unserer Stadt alles mögliche thut, uns nicht nur an diesen Heiligsten Privilegiis zu kränken, sondern sie nach und nach gar zu vernichten. Ein deutlicher geweiß hiervon ist abermahl die durch den ven. Patrem Instigatorem ergangene scharfe Inhibition, unsere durch den letzten Brand eingäscherte Kirche nebst dem Hospitale und anliegenden Häusern nicht wiederum aufzubauen. Das Elend ist unbeschreiblich. Die Armen und Kranken müssen auf den Gassen liegen, und vor Kälte jämmerlich umbkommen. Wir sehen uns daher genöthigt, Ew. Königl. Majestät fussfällig anzuflehen, sich unsrer Armen und verlassenen Gemeine anzunehmen und es durch ein allergnädigstes Rescriptum an Se. Eminenz den Erzt-Bischof von Wilda dahin zu vermögen, dass wir an unsern Privilegiis ungekränkt bleiben. Ew. Königl. Majest. Höchste Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sind die einzige Quelle, woraus uns Armen Trost und Erquickung zufließen kann. Gott lasse Ew. Maj. Regierung allezeit gesegnet seyn, und uns unzählige Jahre unter dem Scepter des grössten Monarchen leben.»

Die hohe Verwendung hatte endlich Erfolg: die Wilnasche,

so schwer geprüfte Gemeinde konnte wieder an den Aufbau ihres Gotteshauses gehen, der denn auch, dank der regen Unterstützung seitens der Glaubensbrüder nah und fern, glücklich zu Ende geführt worden ist. Dabei wurden um die Kirche und die ihr nächsten Kirchenhäuser hohe Brandmauern errichtet, welchem Schutze es wol zu verdanken ist, dass die folgenden grossen Stadtbrände, namentlich der vom Jahre 1748, verhältnismässig wenig Schaden angerichtet haben. Gegenwärtig befinden sich die meisten Kirchenhäuser freilich wieder in recht baufälligem Zustande, und der zur Zeit die Angelegenheiten der Kirche leitende Kirchenrath muss sich weidlich mühen und auf Mittel und Wege sinnen, dieselben durch rechtzeitige Umbauten vor völligem Zerfall zu behüten; bilden doch diese Häuser durch ihre Mietherträge die einzige Einnahmequelle der Wilnaer lutherischen Gemeinde. Aber die jetzt lebende Generation lässt trotzdem den Muth nicht sinken, sondern blickt vertrauensvoll in die Zukunft.

O. K.





Notizen.

Erzählungen von F. M. Dostojewski. Frei nach dem Russischen von Wilhelm Goldschmidt.

Die wonnevolle, behagliche Stimmung desjenigen, der nach einer stürmischen Meeresfahrt in dem Hafen landet, überkommt den Leser, der die Lectüre der «Erzählungen» von F. M. Dostojewski beendet hat. Während derselben wandelt uns das Gefühl an, welches wir bei dem Anblicke eines siechen Mädchens hegen, das noch vor Kurzem in uns ein mitleidiges Bedauern wachgerufen hat und mit einem Mal auf eine unerklärliche Weise wundervoll schön geworden ist. Wir sind überrascht und fragen uns unwillkürlich: welche Kraft verlieh diesen traurig nachdenklichen Augen solches Feuer? Was röthete diese blassen, hageren Wangen und prägte Leidenschaft in diese zarten Gesichtszüge? Was hob diese Brust? Was gab plötzlich Schönheit und Leben dem Gesicht des armen Mädchens? Was liess dasselbe so zauberisch lächelnd erglänzen? So ganz verwandelt tritt uns Dostojewski in den Erzählungen «Christbaum und Hochzeit», «Helle Nächte» und «Der ehrliche Dieb» entgegen. Ernst und Humor, naive Schalkhaftigkeit und tiefinnerliche Empfindung sind in ihnen aufs Engste verbunden. Der Dichter lächelt unter Thränen. . . .

Dr. Bernhard Münz.

Herausgeber: R. Weiss.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 31-го Января 1890 г.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.